

Allerlei zur Unterhaltung und Belehrung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **3 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.


Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Wer kann untenstehende Schrift lesen?

Anleitung: Halte den Schnitt des Buches senkrecht unter die Augen, so dass du die Fläche des Blattes kaum mehr siehst; durch die perspektivische Verkürzung der Buchstaben wirst du das Wort leicht lesen können. Es heisst: Erraten.

Warum 60 Sekunden eine Minute ausmachen.



Warum wird unsere Stunde in 60 Minuten und jede Minute in 60 Sekunden geteilt? Einzig und allein deshalb, weil die Babylonier nebst dem Dezimalrechnungssystem eine andere Rechnungsweise gebrauchten, deren Einheit 60 war. Warum sie diese Zahl wählten ist klar, und es spricht sehr für den praktischen Sinn der alten babylonischen Kaufleute. Keine andere Zahl ist so leicht teilbar wie 60. (Durch 2, 3, 4, 5, 6, 10.) Die Babylonier teilten den täglichen Lauf der Sonne in 24 Parasangs. Jeder Parasang oder jede Stunde hatte 60 Minuten. Ein Parasang bedeutet ungefähr eine Wegmeile. Die babylonischen Astronomen verglichen den Lauf der Sonne während einer Stunde zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche mit dem Fortschritt eines guten Läufers in derselben Zeit. Diese Zeitberechnung ging an die Griechen über und der Philosoph Hipperchus führte sie in Europa ein. Von Generation zu Generation vererbte sie sich und überlebte selbst die französische Revolution, wo die Einteilung der Gewichte, Masse, Münzen und Daten nach dem Dezimalsystem umgeändert wurden.

Wir können uns die Zeitdauer seit die Babylonier ihre riesigen Pyramiden bauten, nur schwer vergegenwärtigen, und alle die damals lebten, scheinen uns in das Dunkel der Vergessenheit zurückgewichen und doch richten wir uns täglich nach der Zeiteinteilung, die sie mit praktischem Sinn erfanden. Es ist dies ein Beweis, wie viele unserer Kenntnisse von Generation zu Generation überliefert wurden.



Lachender Indianer.

Der Sekretär Napoleons.

Unter der Regierung Napoleon I. arbeiteten im Kabinett des Kriegsministers General Berthier verschiedene junge Leute. Eines Tages nun berief Berthier seine Schreiber zu sich und teilte ihnen mit, dass der Privatsekretär des Kaisers plötzlich erkrankt und einer von ihnen zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Alle mussten eine Schreibprobe bestehen. Die Handschriften wurden dem Kaiser vorgelegt; der betreffende junge Mann, auf den die Wahl gefallen war, wusste sich vor Glück kaum zu fassen. Seine Kollegen beglückwünschten ihn mit neidischem Herzen. Da er sich sogleich zum Kaiser begeben musste, wurde er feierlich zurechtgemacht, seine Kleider ausgebürstet, ihm Handschuhe angezupft, der Hut geplättet. Dann begleitete man ihn zum Wagen hinunter, der ihn nach den Tuileries bringen sollte.

Wehmütig begaben sich die andern wieder an die Arbeit, jeder tieftraurig darüber, dass nicht er der Glückliche gewesen war. So waren ein paar Stunden vergangen, als



Lachende Indianerin.

plötzlich die Türe aufgerissen wurde und der beneidete Kollege hereinstürzte. Er war in einem unbeschreiblichen Zustande, ohne Hut und mit unordentlichen Kleidern, kreidebleich und am ganzen Körper zitternd.

In abgebrochenen Sätzen erzählte er sein Erlebnis.

In den Tuilerien angekommen, war er in das Arbeitsgemach des Kaisers geführt worden. Der Kaiser warf ihm einen durchdringenden Blick zu und wies ihm mit kurzer Handbewegung Platz an einem Tische an. Dann ging er mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab, machte hastige Bemerkungen und brummte Worte vor sich hin, ohne dass der neue Sekretär in all dem einen Sinn finden konnte. Er sass an seinem Tisch und wagte kaum zu atmen. Plötzlich blieb der Kaiser stehen und wandte sich zu ihm:

„Lesen Sie das vor.“

„Was vorlesen, Sire?“

„Was ich Ihnen diktiert habe.“

„Di... dik... diktiert“, stammelte der Sekretär.

„Ich wusste nicht, ... — ich habe nichts geschrieben ... ich glaubte ...“

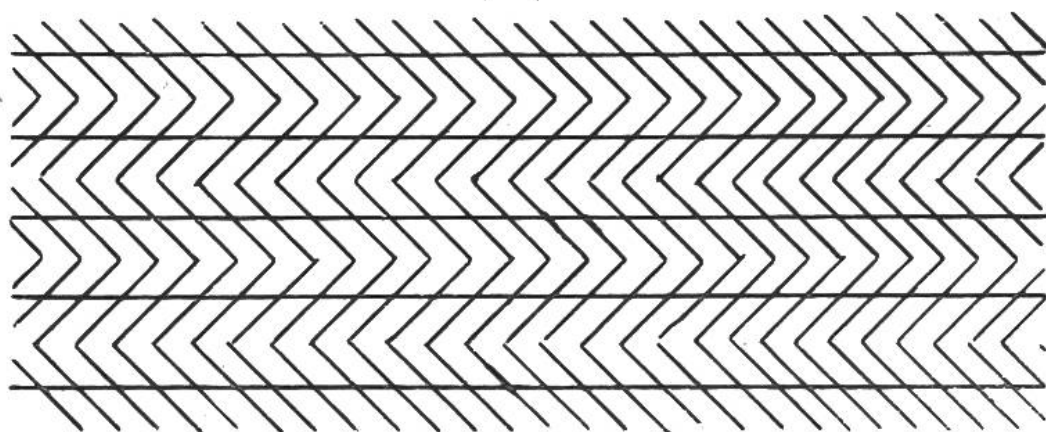
Wenn der Blitz auf die Tuilerien niedergefahren wäre

und das ganze Schloss zertrümmert hätte, so wäre der arme Sekretär nicht mehr erschreckt gewesen als jetzt über den Zorneschrei, mit dem der Gewaltige sein Stammeln abschnitt.

Wie er aus dem Gemach des Kaisers und aus den Tuilerien hinausgekommen war, vermochte er nicht zu sagen.

Der erste Schultag.

Die kleine Marie kommt von ihrem ersten Schulgang nach Hause und wird natürlich von der Mutter sofort gefragt, wie es ihr dort gefallen habe. „O“, sagt sie, „da war zuerst der Lehrer! Der sass vorn an der Kasse — und morgen haben wir frei!“ Die Mutter staunt, dass dem eben begonnenen Unterricht schon ein freier Tag folgen soll und versucht den Grund dafür zu erforschen, worauf Mariechen erklärend antwortet: „Ja, der Lehrer sagte zuletzt: Morgen fahre ich fort.“



Optische Täuschung.

Die wagrechten Linien scheinen bald auseinander, bald zusammenzulaufen und doch sind sie vollkommen parallel. Man kann sich dessen vergewissern, wenn man von der Seite her auf das Blatt sieht.

Wie ein Schneider Dichter, und ein Dichter wieder Schneider wird.

Irgendwo im schönen Steiermark steht in einem grünen Tal ein kleines Haus und ein hübscher Garten davor. In diesem Garten sass an einem Sommertag ein älterer Mann und schaute vergnügt und zufrieden vor sich hin. Da kam

talabwärts ein Herr gegangen, der seine Schritte auf das kleine Haus richtete. Als er davor angelangt war, wandte er sich mit der Frage zu dem Manne, der im Garten sass, wo er in der Nähe einen Schneider finden könne. Er sei in den Bergen oben von einem Stier verfolgt worden und bei der Flucht seien sämtliche Knöpfe seiner Hose abgerissen. Der alte Mann hörte lächelnd zu und lud den Fremden ein, ins Haus zu kommen, er wolle ihm den Schaden wieder gut machen.

Er führte ihn hinein und fing an, ihm seine Knöpfe anzunähen. Indessen schaute sich der Tourist im Zimmer um. Auf einmal fiel ihm verschiedenes auf. Er sah da einen Schreibtisch, viele Bücher, schöne Bilder und ähnliches. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Sollte am Ende der freundliche Mann? . . .

Verschämt und stotternd wandte er sich an den eifrig Nähenden, zeigte auf den Schreibtisch, die Bücher: „Sind Sie etwa Herr Rosegger? Ich bitte tausendmal um Entschuldigung.“

Lächelnd wehrte ihm dieser, der gerade mit dem Knopfannähen fertig geworden war, ab: „Lassen Sie es nur gut sein, es war ja früher meine Arbeit; wie's scheint; hab ichs noch nicht ganz verlernt.“

Es war wirklich Peter Rosegger, der berühmte Dichter, der, bevor er seinen Dichterberuf erkannt hatte, jahrelang als Schneidergeselle von einem Bauerngehöft zum andern gezogen war.

Was eine zu enge Strasse kostet.

Die Londoner haben berechnet, dass durch eine der Hauptstrassen, den „Strand“, täglich 12,000 Fuhrwerke fahren, wovon $\frac{1}{4}$ Omnibusse und dass 63,000 Insassen der Fuhrwerke infolge der Enge der Strasse durchschnittlich 3 Minuten verlieren. Der Gesamtzeitverlust beläuft sich täglich auf 3150 Stunden; durchschnittlich berechnet, zu Fr. 1.25 pro Stunde, ziffert sich der Verlust auf Fr. 3937.50 per Tag und Fr. 1,437,187.50 im Jahr.

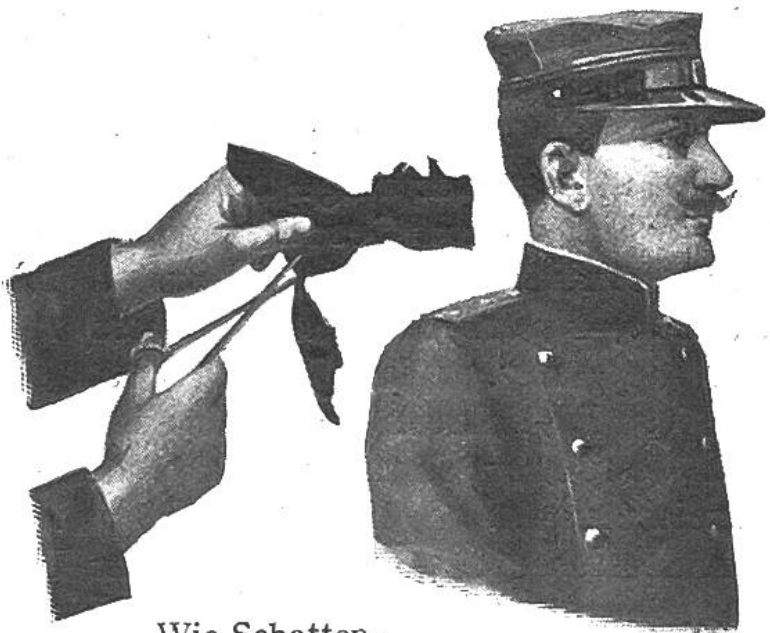
Diese Berechnung und die vielen Unglücksfälle veranlassten den Londoner Grafschaftsrat, die eine Seite der Strasse abzureissen und weiter zurück wieder schöner aufzubauen. Der Landwert ist infolge dieser Unternehmung im Preise so gestiegen, dass die enormen Kosten des Umbaues damit gedeckt wurden.

Schattenbilder.

Ein Schattenbild oder eine Silhouette entsteht, wenn man die Umrisse einer Person zeichnet und dann die innere Fläche mit schwarzer Farbe übermalt, oder auf eine andere Art, wie es heute von gewandten Silhouettisten meist gemacht wird, wenn man die Umrisse mit einer Schere direkt aus einem Stück schwarzen Papiere ausschneidet.

Ueber den Ursprung und die Benennung des Schattenbildes oder Silhouette kennt man folgendes: Im Jahr 1757 amtete in Frankreich ein Herr Etienne de Silhouette als Finanzminister. Er war ein sehr energischer Herr und versuchte der verlotterten Staatskasse durch weise Spar-

samkeit wieder auf die Beine zu helfen. Bei den prachtliebenden und verschwenderischen Höflingen brachte ihn seine Sparsamkeit stark in Verruf. Auf seinem Schlosse in Bry, wo er sich von den Mühen des Staatsdienstes auszuruhen pflegte, erfand nun dieser Herr de Silhouette eine ganz amüsante Beschäftigung. An schönen Sommerabenden, wenn Gesellschaft bei ihm war, ging man in den Garten und hier musste sich nun ein Besucher nach dem andern vor die Gartenmauer stellen. Von der Seite wurde er mit einer Fackel beleuchtet, so dass sein Schattenbild scharf auf die Mauer geworfen wurde. Diesen Schatten zeichnete Herr de Silhouette mit Kohle genau nach und füllte das In-



Wie Schattenbilder nach der Natur ausgeschnitten werden



Malerin
Angelika Kauffmann

nerer mit schwarzer Farbe aus. Auf diese Weise legte er sich nach und nach eine grosse Galerie seiner Bekannten und Freunde an.

Da Herr de Silhouette verhasst war, machte man sich darüber lächerlich und nannte diese Porträts nach seinem Namen. Trotzdem wurden die Schatten-Bilder bald



Zürcher Dichter
J. C. Lavater

sehr beliebt und verbreiteten sich rasch über ganz Paris und von da gelangten sie in alle Teile der gebildeten Welt. Alle gekrönten Häupter der damaligen Zeit wurden silhouettiert; auch von vielen Staatsmännern, Gelehrten und Damen und Herren der vornehmen Welt wurden solche Konterfeis abgenommen.

Auch heute noch gibt es sowohl gewerbmässige Verfertiger von Schattenbildern, wie auch unzählige Amateure. Nur dass heute die Schere den Bleistift fast vollständig verdrängt hat. Ein geübter Silhouettist braucht nicht mehr als $1/2$ Minute um mit wenigen Scherenschnitten das Schattenbild eines Menschen in frappanter Aehnlichkeit herzustellen. Uebrigens nichts leichter als diese Kunst selbst auszuüben. Man versuche mit einer kleinen, leichten Schere, mit möglichst langem dünnem Griff, vorerst die Schattenbilder nachzumachen, die wir hier abbilden. Sind diese gelungen, so versuche man es mit den Umrissen seiner Geschwister oder Kameraden; auch Tiere aller Art sind gute Vorbilder. Der erste Versuch wird vielleicht nicht sofort glücken, aber mit der Zeit stellen sich die Uebung der Hand und der sichere Blick um den Umriss des Modells zu erfassen schon ein. Vielleicht versucht man auch die



Umrisse des Abzubildenden zuerst mit einem Bleistift festzuhalten. Mit einem Licht kann man des Abends die Schatten dieser Silhouetten vergrössert an die Wand werfen und sie bewegen. Besonders lustig ist es, wenn Bekannte in einem solchen Schattentheater auftreten. Will man Vorstellung geben, so spannt man in der Mitte eines Zimmers ein Tisch-tuch auf, die Zuschauer werden auf die eine Seite des Tuches placiert, der Künstler mit den Schattenbildern sitzt auf der andern Seite zwischen Tuch und Licht.

Die Empfindsamkeit des Geschmacksinnes.

Versuche an der Universität Kansas zeigten, dass eine Durchschnittsperson die Bitterkeit des Chinins spürt, wenn 1 Teil Chinin in 152 Tausend Teilen Wasser aufgelöst wird. Salz wurde bemerkt, wenn 1 Teil 640 Teilen Wasser zugesetzt worden war. 1 Teil Zucker war in 228 Teilen Wasser bemerkbar. In fast allen Fällen waren Frauen für kleinere Quantitäten empfindsamer als Männer.

Sonderbarkeiten der Tiere.

Schildkröten haben keine Zähne.

Alle wiederkäuenden Tiere haben gespaltene Hufe.

Beide Schnabelteile des Papageien sind beweglich, die meisten andern Vögel können nur einen bewegen.

Pferde haben keine Augenbrauen.

Viel Weiss in den Augen eines Pferdes lässt auf einen böartigen Charakter schliessen.

Der Frosch kann nur mit geschlossenem Maul atmen; er würde ersticken, wenn er gezwungen würde, es zu öffnen.

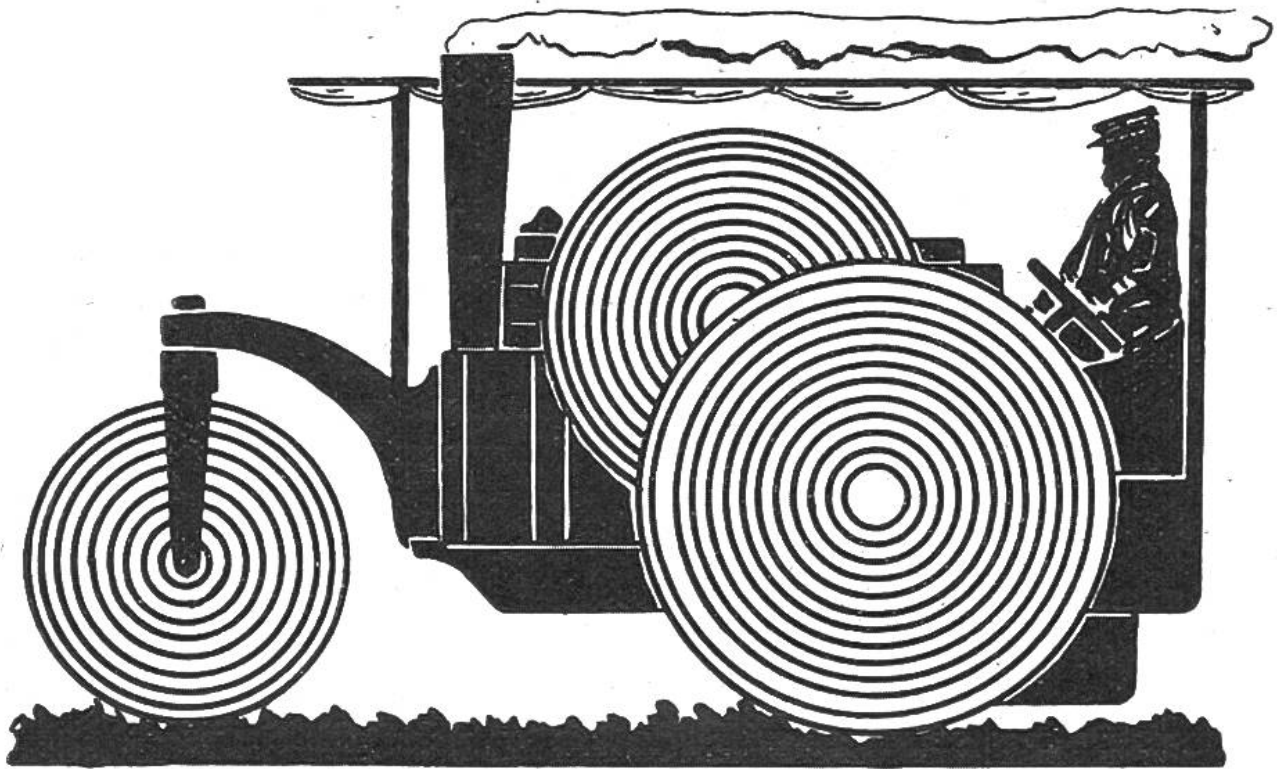
Schweine sind schlechte Schwimmer, da ihre Vorderbeine verhältnismässig weit hinten sind. Wenn Schweine ins Wasser fallen, schneiden sie sich oft mit ihren gespaltene Füßen den Hals auf.

Hasen haben keine Augenlider, ihre Augen sind deshalb nie geschlossen.

Fische müssen ihre Nahrung hastig verschlucken, weil sie, um zu atmen, gezwungen sind, die Kiefer auf und ab zu bewegen.

Das Chamäleon ändert seine Farbe je nach dem Untergrund auf dem es sich befindet, um sich seinen Verfolgern unsichtbar zu machen.

Der Höcker auf dem Rücken des Dromedars ist eine Fettablagerung, welche einen Nahrungsvorrat für Tage des Mangels bildet, denen das Tier oft ausgesetzt ist.



Die Strassen-Dampfwalze.

Ges. geschützt Kaiser & Co., Bern.

Eine sonderbare optische Täuschung.

Lege das offene Buch auf den Tisch, fasse die rechte untere Ecke des Buches mit der rechten Hand, schüttele das Buch, indem du mit der Hand möglichst kleine Kreise beschreibst. Die Räder werden sich zu drehen beginnen und zwar vor- und rückwärts, je nach der Bewegung der Hand.

Die Meereswellen.

Ein französischer Forscher hat an der Küste von Spanien sorgfältige Experimente über die Höhe der Meereswellen gemacht. Er hat konstatiert, dass Wellen in einem lang anhaltenden starken Sturm 14 m hoch und ungefähr ebenso tief waren. Es bestand also zwischen dem höchsten Punkt und der Basis der Welle eine Differenz von 28 m. In einer Tiefe von 1200 m ist keine Bewegung der Wellen mehr bemerkbar und auch die Temperatur des Wassers ist nahezu die gleiche im Eismeer wie unter dem Aequator.

Wenn man Wellen im Sturm betrachtet, hat man den Eindruck, als ob sich das Wasser rasch vorwärts bewege. Es wogt aber in Wirklichkeit an der gleichen Stelle auf und ab, nur die Bewegung setzt sich fort.

Zauberkunststücke.

Der zerschnittene Faden.

Der Zauberkünstler hat auf seinem Tisch einen Knäuel von Baumwolle liegen und bittet ein Mitglied der Gesellschaft, ihm ein Stück von ungefähr einem halben Meter abzuschneiden. Dieses zerschneidet er in ganz kleine Stücke und zerrupft sie vor den Augen der Gesellschaft zu kleinen zarten Flocken, die er nun zwischen die Fingerspitzen der linken Hand nimmt. Mit der rechten Hand beginnt er nunmehr etwas von diesen Flocken hervorzuzupfen und sie zwischen den Fingern zu einem Faden zu drehen. Je mehr er dreht, desto rascher bildet sich der neue Faden, bis der Zauberkünstler den ganzen Faden in der früheren Länge in den Händen hat, und überreicht diesen tadellosen neuen Faden der Gesellschaft.

Wie das gemacht wird? — Bevor der Künstler, der das Kunststück ausführen will, davon spricht, hat er sich einen annähernd gleich langen Faden genommen und ein kleines Knäuelchen davon gemacht, welches er mit dem ganz wenig hervorragenden Schnittende bequem zwischen dem Daumengelenk der linken Hand verborgen hält. Hat er dies nun getan, so verlangt er den Faden und zerschneidet und zerrupft ihn. Während er nun scheinbar aus den ganz zarten Resten den Faden wieder zusammendreht, zieht er den versteckten ganzen Faden hervor und lässt ihn, immer daran drehend, durch die Finger gleiten. Die Reste des ersten, zerschnittenen Fadens werden bei dieser Gelegenheit fest zusammengerollt und unbemerkt weggeworfen oder in die Tasche gesteckt. Dasselbe Experiment lässt sich auch mit einem kleinen Stücklein Seidenpapier, welches zerrissen und nachher wieder ganz gemacht wird, durchführen.

Der Zauberkünstler als Geschmacksverderber.

Der Zauberkünstler macht sich anheischig, irgend einem beliebigen Mitgliede der Gesellschaft, ohne Anwendung irgend eines gefährlichen oder gesundheitsschädlichen Mittels binnen wenigen Minuten den Geschmack so zu verderben, dass es Salz von Zucker nicht mehr zu unterscheiden vermag. Beim Wort genommen lässt der Zauberer der betreffenden Person die Augen verbinden und giesst in 3 Gläser frisches Wasser. Ausserdem tut er in das erste Glas etwas Zucker und etwas Salz, in das zweite Glas etwas Salz und in das dritte etwas Zucker. Sobald sich diese Stoffe im Wasser gelöst haben, muss

die Person mit verbundenen Augen zuerst vom zweiten Glase kosten. Dann lässt man sie abwechselungsweise von allen drei Gläsern kosten und es wird sich zeigen, dass ihr das Zuckerwasser bald salzig und das Salzwasser bald süß vorkommen wird.

Der unverwüstliche Faden.

Vermöge der Berührung mit meinem Zauberstab, sagt der Künstler, vermag ich jeden beliebigen Nähfaden unverwüstlich zu machen. Er berührt hierauf eine Spuhle mit seinem Stab, reißt ein Ende ab, bindet es an einer Schraube fest und hängt am unteren Ende des Fadens einen nicht allzuschweren Goldring an. Hierauf bringt er den Faden mit einem Streichhölzchen unten in Brand, so dass der Faden von unten hinauf seiner ganzen Länge nach verbrennt, und siehe da, der Ring bleibt an der Asche hängen.

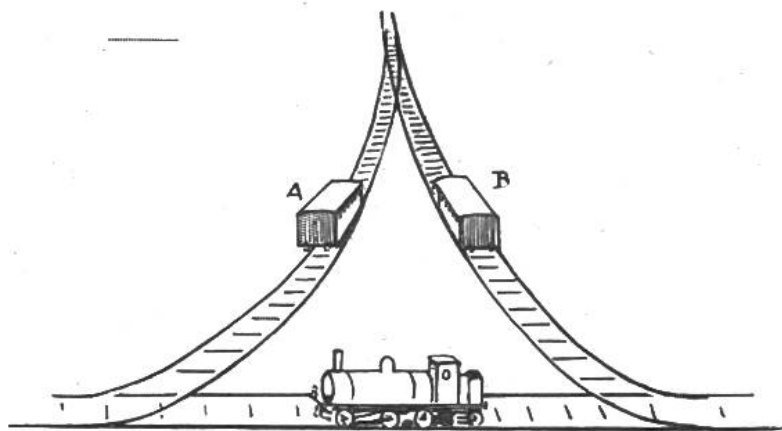
Lösung: Der Künstler hat sich zuvor seinen Faden präpariert, indem er ihn zunächst mit einer starken Salzlösung durchtränkte und ihn nachher trocknen liess.

Das schwebende Ei.

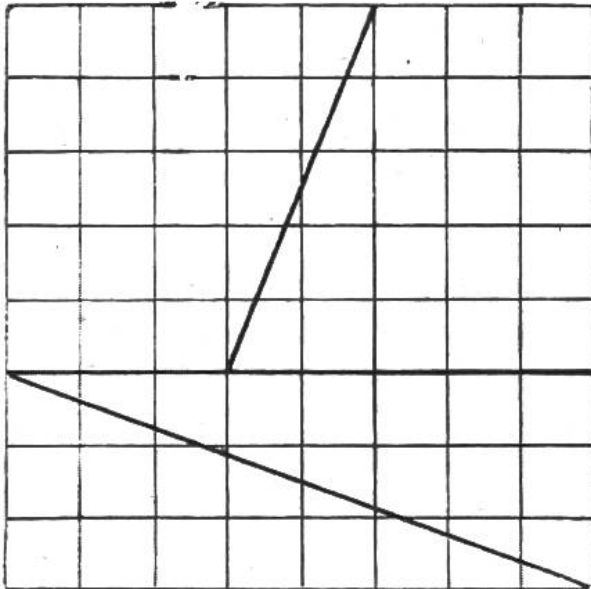
In ein hohes Wasserglas giesse man etwa einen Vierteliter Wasser, in welches soviel Salz hinzugeschüttet wird, als sich darin auflösen lässt. Dann legt man in diese Lösung ein frisches Ei, das bald auf der Oberfläche schwimmen wird. Nun kommt der eigentliche Kniff: man füge behutsam reines Wasser hinzu und es wird über dem Ei stehen. Wer den Trick nicht kennt, wird höchlich erstaunt sein zu sehen, wie sich das Ei in der Mitte des Glases aufhält, ohne zu steigen noch zu sinken.

Wie manövriert man am besten?

Der Wagen A soll an Stelle des Wagen B, der Wagen B an Stelle des Wagen A gebracht werden. Die Lokomotive soll zum



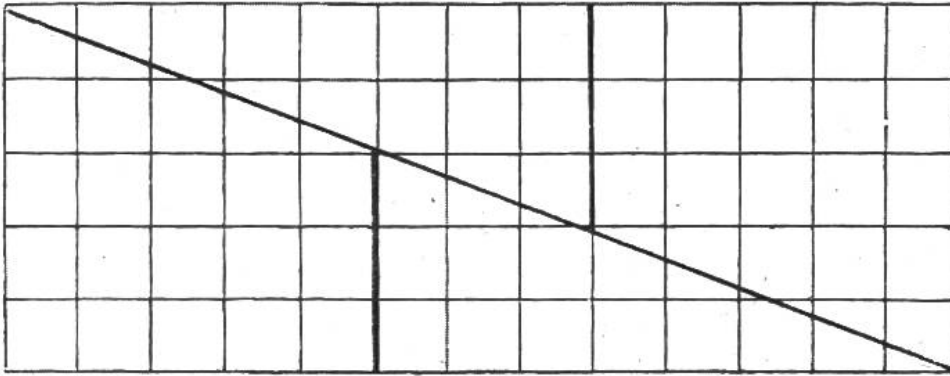
Schluss an der gleichen Stelle stehen, mit dem Kamin nach der gleichen Seite. Die Aufgabe ist nicht so leicht wie sie aussieht. Man tut am besten die verschiedenen Stellungen auf ein Blatt Papier zu zeichnen.



Figur 1

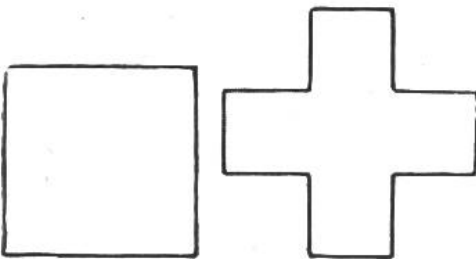
Wie aus 64 Quadraten 65 werden.

Schneide aus einem karierten Papier ein quadratisches Stück mit 64 Häuschen aus. Zerschneide das Papier wie auf Figur 1 angegeben und setze die Stücke zu einem Rechteck zusammen (Siehe Fig. 2), sonderbarerweise erhältst du 65 Quadrate. Woher kommt das?



Figur 2

Erklärung siehe Seite 238.



Eine Geduldsprobe

1. Aufgabe.

Wie ist es möglich, aus einem Quadrat ein Schweizerkreuz von gleicher Fläche zu machen, wenn das Quadrat nur in fünf Teile zerschnitten werden darf?

2. Aufgabe.

Das Papier darf nur in 4 Teile zerschnitten werden.

Auflösungen siehe Seite 238.

Ein altgriechisches Rätsel für gute Rechner.

Achilles rennt um die Wette mit einer Schildkröte. Die Schildkröte hat bei Beginn hundert Meter Vorsprung; Achilles rennt aber zehn mal so schnell wie die Schildkröte. Welches ist die genaue Entfernung vom Ziel, bei welcher Achilles die Schildkröte überholt? (Theoretisch scheint er sie nicht zu überholen.)

Rätsel und Scherzfragen.

1. Welcher Stand ist der beste?
2. Welchen Sinn kann man am leichtesten entbehren?
3. Wer hat zwei Beine und wenn man ihm den Kopf abschneidet sechzehn?
4. Was spinnt und zieht doch keine Faden?

Silbenrätsel.

5. Meine erste und zweite Silbe sind zwei Gegensätze. In der ersten brauchen die Menschen mein Ganzes, weil der ersten das zweite fehlt.

6. Das erste frisst, das zweite isst, das dritte wird gefressen, das Ganze wird gegessen.

7. Welcher Vogel kommt nie auf einen grünen Zweig?

8. Welches dreisilbige Wort enthält alle Buchstaben?

9. Welche Krankheit hat noch in keinem Lande geherrscht?

10. Was heisst das? B
 r r r r r r r r

11. Ein Herr fragte die kleine Liesel, wie viele Gänse sie nach Hause getrieben habe.

Scherzend antwortete sie: Die Gänse gingen in einer Reihe, eine Gans vor zweien, eine zwischen zweien, eine hinter zweien.

Wie viele Gänse waren es wenigstens?

12. In welchem Flusse ist gut leben?

13. Welcher Vogel hat keine Federn?

14. Welche Mühle wird nicht von Wasser getrieben?

15. Welche Noten sind die beliebtesten?

16. Was ist das? Wc

17. Welche 3 Tiernamen sind in Mittwochsgesellschaft enthalten?

18. Welche Hosen kann kein Schneider machen?

19. In welcher Beziehung ist der Dieb klüger als der Arzt?

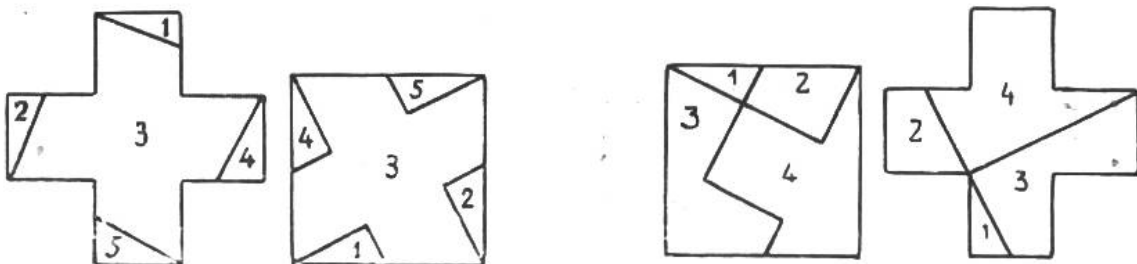
20. Je suis le général de 24 soldats, sans moi Paris serait pris.

Lösungen.

1. Der Verstand.
2. Den Unsinn.
3. Der Nachtwächter, ohne N sind acht Wächter und die haben sechzehn Beine.
4. Die Katze.
5. Nachtlcht.
6. Sauerkraut.
7. Der Pechvogel.
8. Das Alphabet.
9. Die Seekrankheit.
10. Beobachter (B ob 8 R).
11. Es waren 3 Gänse.
12. Im Ueberflusse.
13. Der Spassvogel.
14. Die Kaffeemühle.
15. Die Banknoten.
16. Das ist ein Hühnerauge. Ein grosses Weh am kleinen Zeh.
17. Esel, Ochs, Schaf.
18. Die Wasserhosen.
19. Wenn er von den Leuten fortgeht, so weiss er immer, was ihnen fehlt.
20. Der Buchstabe A.

Erklärung zu : Wie aus 64 Quadraten 65 werden. Seite 236.
Die Quadrate längs den Schnittflächen sind entsprechend kleiner geworden.

Auflösungen zur Geduldsprobe Seite 236.



Quellenangabe.

Die *Menschenrassenbilder* sind kleine Reproduktionen der vorzüglichen Tafeln der Verlagsanstalt Hölzel in Wien.

Der *Artikel über Zahnpflege* wurde nach den Tafeln von Prof. Jessen und Stehle, Verlag Ludolf Beust, Strassburg, zusammengestellt.

Die *Bilder der Skifahrer* sind der Zeitschrift „Sport“ (Verlag Wagner, Bern) entnommen.

Wir danken den betreffenden Verlegern für die gütige Erlaubnis zur Reproduktion.

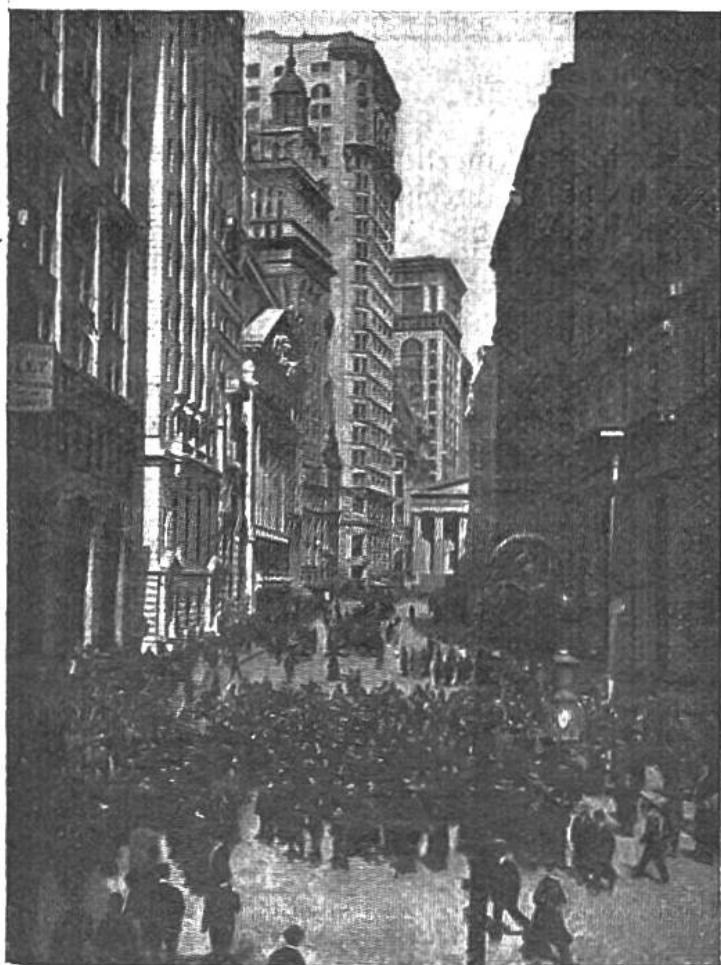


Rathauspark, Postgebäude und Broadway.

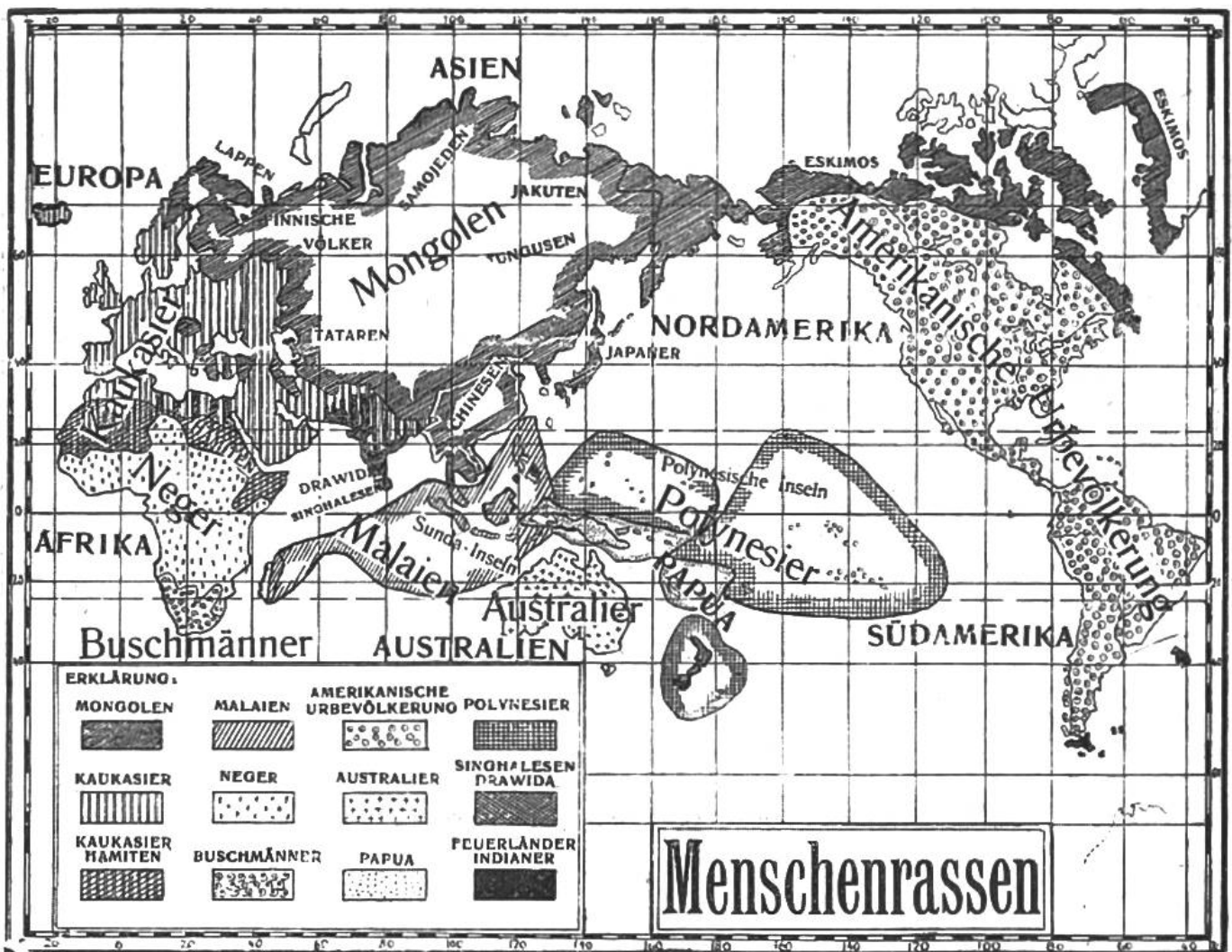
New York.

New York zählte im Jahre 1789 23614 Einwohner, heute über 4 Millionen; es ist zur grössten Hafenstadt der Erde

geworden; seine ausgebaute Wasserfront ist 633 Kilometer lang (Distanz Genf-Romanshorn 288 Kilometer). Der Hafen von New York ist ein grosses Tor des Weltverkehrs. Im Jahre 1907 passierten ihn Waren im Werte von 7 Milliarden 943 Millionen Franken (fast die Hälfte des gesamten Aussenhandels von Nordamerika). Eine Million 700 Tausend Personen kamen von Europa an und eine Million 200 Tausend Personen schifften sich im New Yorker Hafen nach fernen Ländern ein.



Broadstreet nahe der Börse.



Menschenrassen.

A. Mongolen. (In Asien, Europa, Amerika und Afrika.)

Die mongolische Rasse charakterisiert sich durch Kurzköpfigkeit, hervorspringende Backenknochen und schief stehende Augen, gelbe Hautfarbe, schlichtes, meist schwarzes Haar, gewöhnlich zu einem Zopf geknüpft.

1. Asien:

Chinesen (sh. Abb.).	Tataren.
Japaner (sh. Abb.).	Tibetaner.
Koreaner.	Osmanen (sh. Abb.).
Eigntl. Mongolen (sh. Abb.).	Eskimo (sh. Abb.).
Samojeden (sh. Abb.).	Siamesen (sh. Abb.) etc.

2. In Amerika: Amerikanische Eskimo (sh. Abb.).

3. In Afrika: Nicht gerade zahlreich im Norden Afrikas.

B. Die Kaukasier oder Mittelländer. (In Asien, Afrika, Europa.)

Kopf rundlich, Backenknochen nicht oder nur mässig hervorspringend, Haare lang (nie wollig), Hautfarbe weiss bis schwarzbraun.

1. In Asien:

a. Arische Stämme:		b. Semitische Stämme:	
Inder. Meder.	Hindu (sh. Abb.).	Hebräer, Juden (sh. Abb.).	
Perser (sh. Abb.).	Tscherkessen (sh. Abb.).	Araber (sh. Abb.).	
Armenier. Kurden.			

2. In Afrika:

a. Semiten.		b. Hamiten.	
Mauren.	Araber (sh. Abb.).	Berber.	Fellahs.
Kabylen (sh. Abb.).		Tuarek.	Nubier (sh. Abb.).

C. Malaien. (In Asien und Afrika.)

Braune Hautfarbe, Hinterhaupt abgeflacht, Nase klein, platt, wenig Bart, Kopfhaar hart und straff, Jochbogen hervorspringend.

Malaiische Völkerstämme:

1. In Asien:

Atschinesen.	Lamong.	Dajak.
Batta.	Javaner (sh. Abb.).	Alfuren.

2. In Afrika:

Die Howa (auf Madagaskar). Die Malegassen (auf Madagaskar).

D. Neger.

Gelbbraune bis tiefschwarze Haut, schwarzes, sehr krauses, meist wolliges Haar, dicke, wulstige Lippen, grosse Zähne, breite, flache Nase.

Negerstämme.

1. In Afrika:

a. Sudanneger:

Schilluk.
Bari.
Niam-Niam (sh. Abb.).
Aschantineger.
Dahomer.
Galla (sh. Abb.).
Guineaneger (sh. Abb.).

b. Bantuneger.

Amakosa
Ama-sulu
Betschuanen.
Herero.
Ovambo.
Zulukaffer (sh. Abb.).

E. Buschmänner. (In Afrika.)

Lichtere Hautfarbe, als die Neger, gekräuselttes Haar, aufgeworfene Lippen.

Vertreter dieser Rasse: Buschmänner (sh. Abb.). Hottentotten (sh. Abb.).

F. Amerikanische Urbevölkerung.

Kräftiger Körper, Stirn niedrig, hervorstehende Backenknochen, Augen oft mongolenartig geschlitzt, Haut gelb bis kupferrot, Haare stets straff.

Vertreter:

a. In Nordamerika:

Apachen.
Delawaren (sh. Abb.).
Huronen. Sioux.
Krähenindianer.

b. In Südamerika:

Kariben.
Botokuden.
Südamerikanische Indianer (sh. Abb.)

Kulturvölker:

In Nordamerika: Die Stämme Oregons, Kaliforniens, Neumexikos und Mexikos. Azteken.

In Südamerika: Die Stämme der Quichua, Colla und Yunga. *Die Feuerländer* oder die Peschärä.

G. Australier. (In Australien.)

Mittlerer Wuchs, schlank, Stirn schmal, manchmal zurücklaufend, Nase von oben eingedrückt, unten breit, Mund gross, Lippen wulstig, schwarzes Haar, Bartwuchs mässig, Hautfarbe bis rötlichschwarz.

Die Vertreter dieser Rasse sind die Australier (sh. Abb.), die das Festland und die Inseln Tasmanien bewohnen.

H. Papuas. (Auf Neuguinea.)

Krauses Haar, negerähnlich.

Die Vertreter dieser Rasse sind die *Papua* und die *Negrito*.

I. Polynesier. (Auf Polynesien.)

Oliventrübliche Haut, Haar schlicht bis lockig, kräftiger, grosser Körperbau, flache Nase mit breiten Flügeln.

Stämme der Polynesier sind:

Mikronesier.

Polynesier im engern Sinn.

Maori auf Neuseeland.

K. Drawida. (Vorderindien) und Singhalesen (Ceylon).

Diese zwei Völkerstämme betrachtet man als Ueberreste ehemaliger Völker.

Afrika.



Kabyle

(Kaukasier, Hamite)



Nubier

(Kaukasier, Hamite)
(Mischung m. Neger)



Galla

(Kaukasier, Hamite)
(Mischung m. Neger)



Niam-Niam

(Neger, vermischt)



Guineaneger (Neger)



Zulukaffer (Neger)



Hottentotte



Buschmann

Amerika, Australien, Polynesien.



Eskimo (Labrador)
(Mongole)



Indianer (Nord-A.)
(Indianerrasse)



Indianer (Süd-A.)
(Indianerrasse)



Feuerländer (Süd.-A.)
(Indianerrasse)



Australier
(Austral. Rasse)



Maori (Neuseeland)
(Polynesierasse)
(verwandt mit Malaie)



Papua (Neu-Guinea)
(Papuarasse)



Fidschiinsulaner
(Papuarasse)
(Melanesier)

Asien.



Tscherkesse
(Kaukasier)
(Asier verwandt)



Perser
(Kaukasier, Arier)



Hindu
(Kaukasier, Arier)
(Mischung m. Drawida)



Singhalese
(verwandt
mit Drawidastamm)



Drawida (Tamul)
(Reststamm)



Araber (Scheich)
(Kaukasier, Semit)



Jude aus Vorderasien
(Kaukasier, Semit)



Osmane aus Kleinasien
(Mongole)



Kalmück aus Astrachan
(Mongole)



Mongole
aus Zentralasien



Chinese
(Mongole)



Japaner
(Mongole)



Samojede
(Mongole)



Siamese
(Mongole, Indochinese)



Javane
(Malaie)

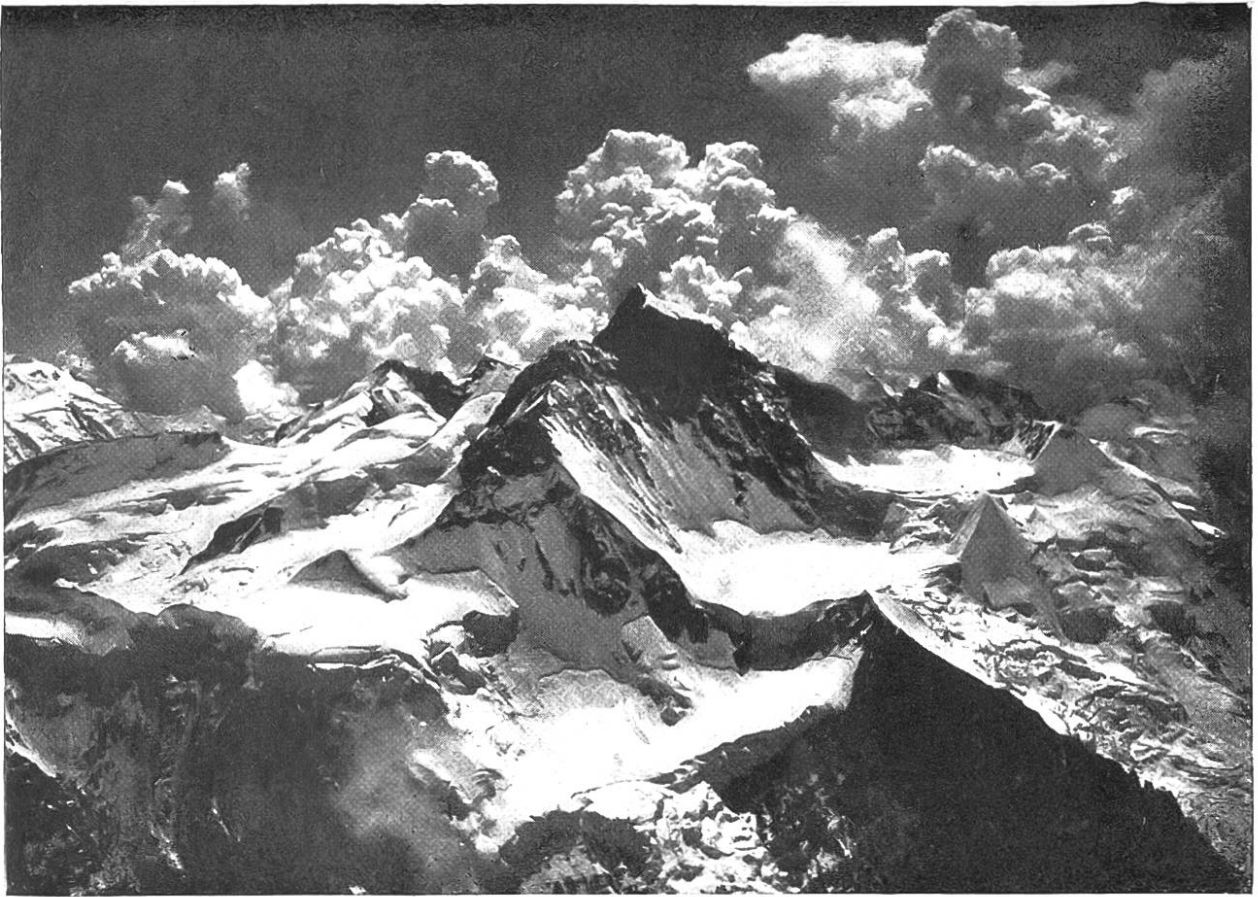


Negrito (Philippinen)
(verwandt m. Papua)



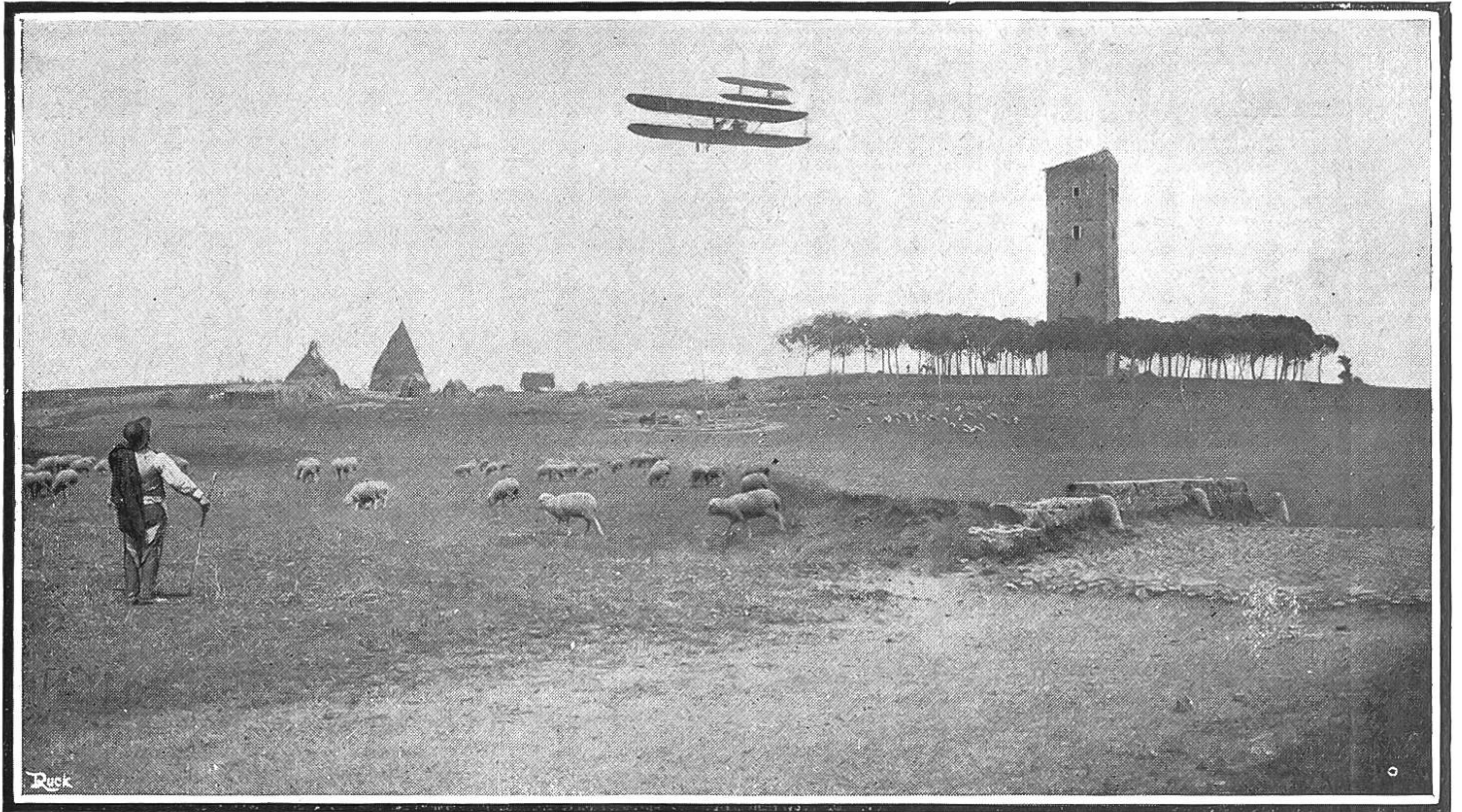
Das Finsteraarhorn.

Ballonaufnahme von G. A. Guyer, aus dem Werke: „Im Ballon über die Jungfrau nach Italien“ von G. A. Guyer.



Die Jungfrau.

Ballonaufnahme von G. A. Guyer, aus dem Werke: „Im Ballon über die Jungfrau nach Italien“ von G. A. Guyer.



Ein Flug des Amerikaners Wilbur Wright über die römische Campagna.



Jung China in der Schule.



Florida als Winterkurort.

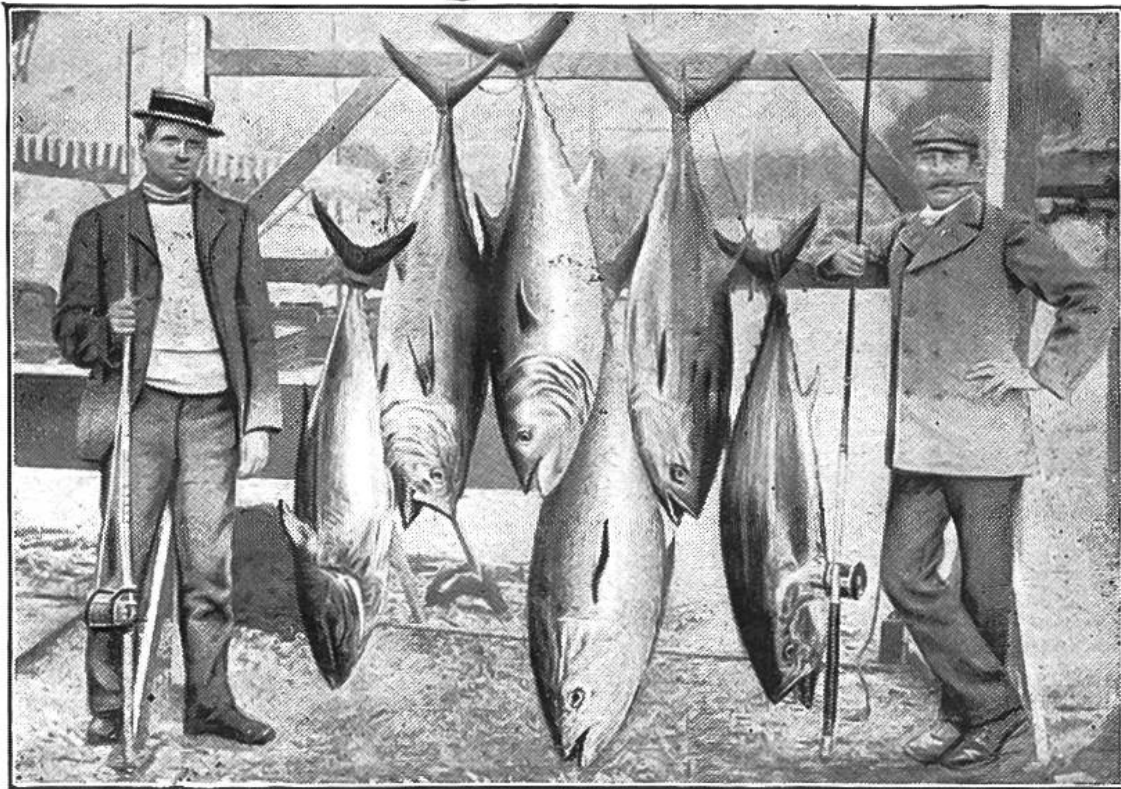
Die amerikanische Riviera.

Die Amerikaner hätten es eigentlich gar nicht nötig, im Winter zu Tausenden über den Ozean zu kommen, um an der französischen u. italienischen Riviera oder in Aegypten Sonnenwärme und Frühling zu suchen, besitzen sie doch in Florida selbst ein

Winterparadies, wie es schöner gar nichtgedacht werden kann.

Dabei ist es für sie leicht erreichbar.

Innert wenigen Jahren hat Florida als Winterkurort einen riesigen Aufschwung genommen. Es gibt dort jetzt Hotelprachtbauten, die denen von Cannes, Nizza und Luzern nicht nachstehen. Die Bevölkerung Floridas wird wohlhabend, denn die 60,000 Kurgäste, die durchschnittlich dort weilen, verschaffen ihr eine gute Erwerbsquelle.



Einträglicher Fischfang.

Von Mark Twain, dem bekannten amerikanischen Humoristen, wird folgende Anekdote erzählt. Während seinem Aufenthalt in einer kleinen englischen Stadt sah er alle Tage einem Fischer am Fluss sitzen und unbeweglich seine Rute ins Wasser halten, aber er sah nie, dass er etwas fing. Eines Tages sagte er zu dem Fischer, wenn er innert zehn Minuten nichts fange, werfe er ihn ins Wasser. Die zehn Minuten vergingen, ohne dass ein Fisch anbiss und Mark Twain tat, wie er gesagt hatte. Der Fischer schrie erbärmlich! Endlich erbarmte sich der Humorist seiner und zog ihn heraus, indem er sagte: „Ich fische zum erstenmal in meinem Leben, aber ich fange wenigstens etwas. Gibt es etwas Dümmeres als stundenlang die Angel auszustrecken und nichts zu fangen?“ „Ja“, sagte der Fischer, „stundenlang zuzusehen wie einer nichts fängt.“

Ueber die Fischer in Santa Catalina, einer kleinen Insel im Stillen Ozean hätte sich Twain sicher nicht geärgert.

Die sechs Fische auf der ersten Abbildung wurden von den beiden Männern in einem Nachmittag gefangen. Die zweite Abbildung zeigt den grössten Fisch, der wahrscheinlich jemals von einer Dame mit der Fischrute gefangen worden ist. Die glückliche Fischerin hatte nicht weniger als vier Stunden mit dem Riesenfisch zu kämpfen, bis sie ihn ans Land ziehen konnte.

Das Rettungswesen auf dem Meere.

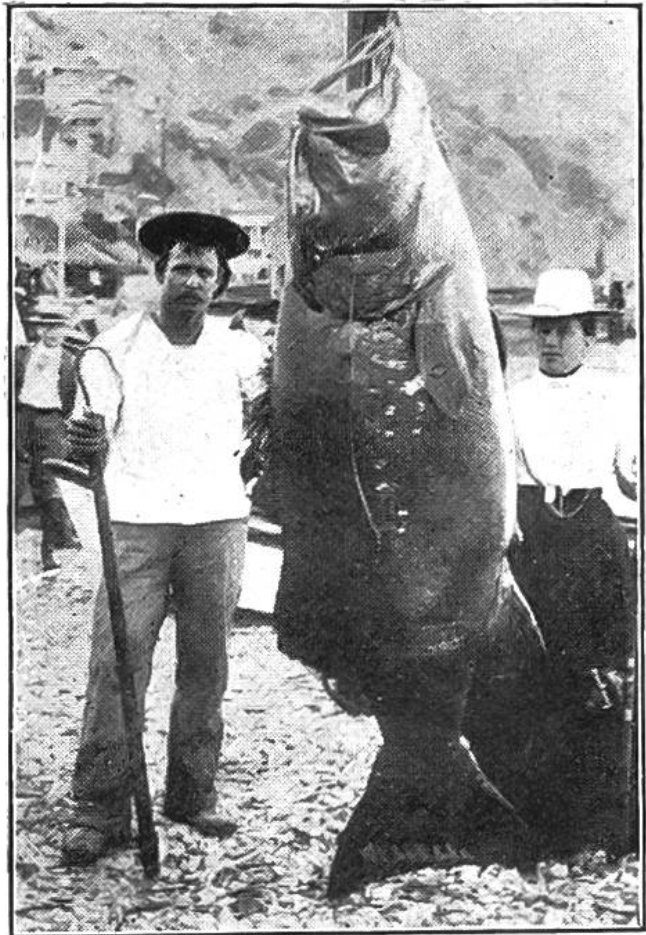
Wenige Katastrophen gleichen in ihrer Fürchterlichkeit einem Schiffbruch auf offenem

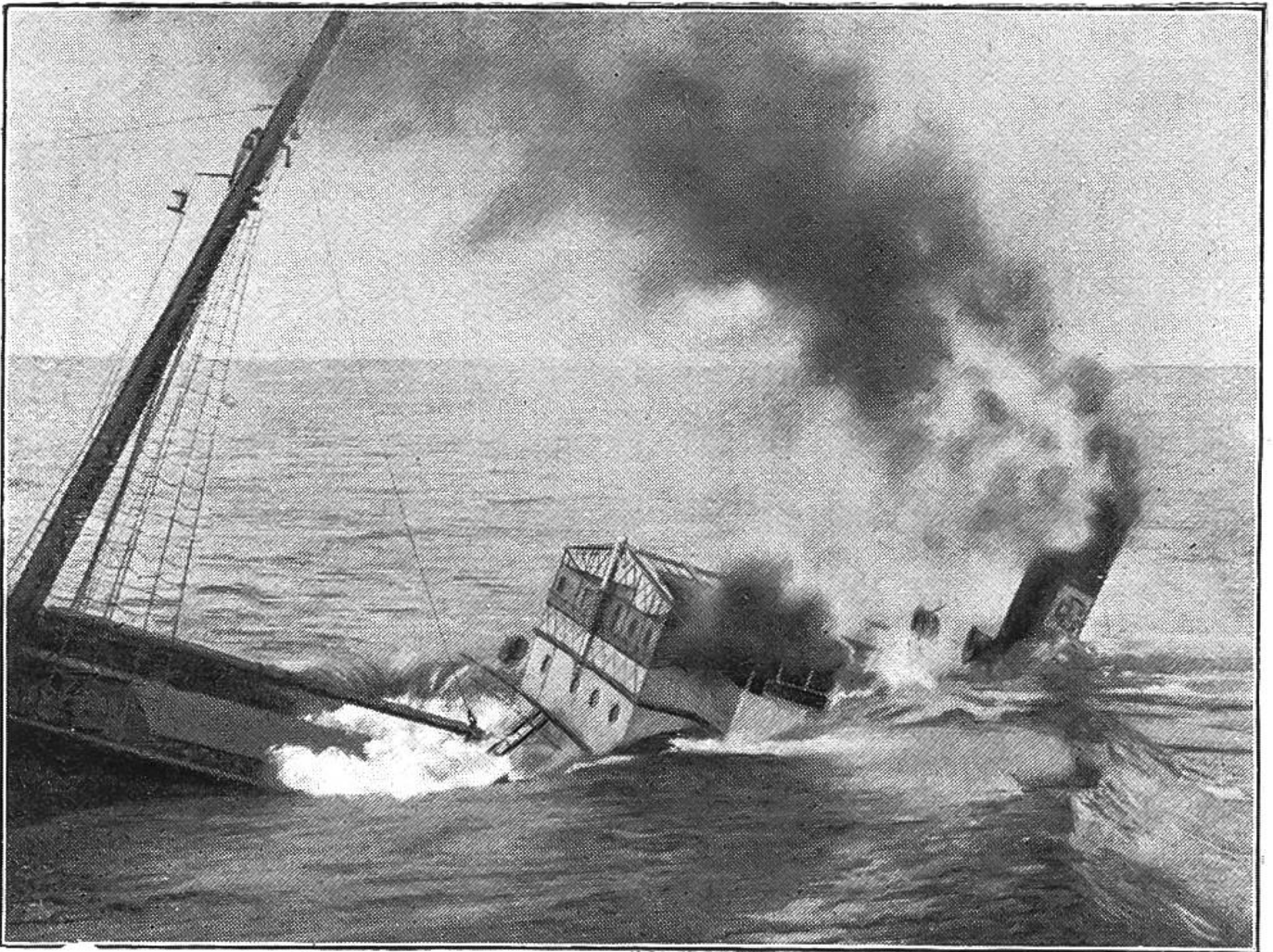
Meere. Die Verunglückten rennen, drängen, jammern; sie suchen nach Rettung; sie wollen fliehen, aber wohin? Ringsum ist nichts zu sehen als eine ungeheure Wasserfläche. Vielleicht ist es sogar eine finstere Sturmnacht, in der sie die Schrecken des Schiffbruchs ereilten. Dann dringt einzig das Heulen des Windes und das Getöse des aufgewühlten Meeres an ihr Ohr.

Wenn nicht ein in der Nähe weilendes Schiff den mit dem Tode Bedrohten Rettung bringt, sind sie alle verloren. Zwar können sich einige in die Boote retten, aber diese kleinen Fahrzeuge vermögen gewöhnlich der Wucht des Sturmes nicht lange Stand zu halten.

So verschlingt das Meer alljährlich Tausende von Menschenleben und Werte an Gut und Geld von ungezählten Millionen Franken.

Von jeher waren deshalb die seefahrenden Nationen bestrebt, einander in Sturm und Seenot Rettung zu bringen. Man schaute nicht darauf, ob Krieg oder Friede zwischen einander herrschte. „Menschenleben in Todesgefahr“, dieser Ruf genügte den braven, heldenhaften Fischern und Strandbewohnern, ihr eigenes Leben zu wagen um den Bedrohten

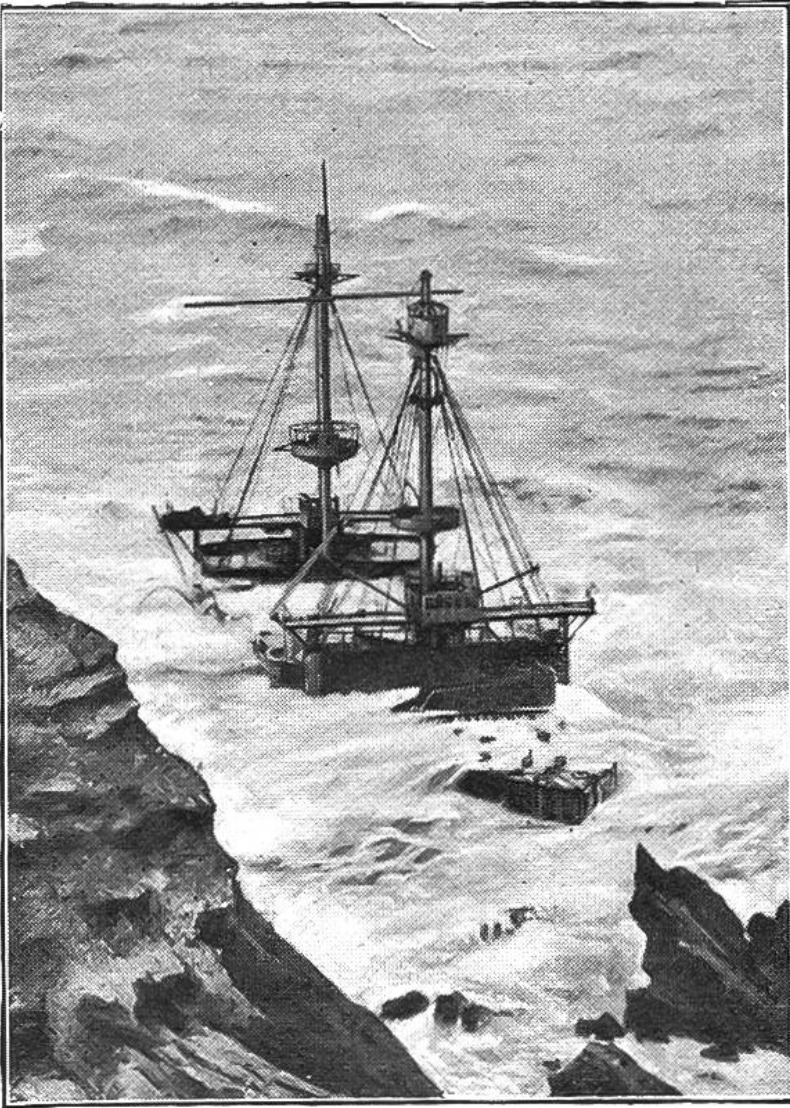




Einzigartige photographische Aufnahme.

Zwanzig Minuten nach dem Zusammenstoss mit dem Dampfer Geelong auf der Nordsee versank der Dampfer Trojner. Die Passagiere konnten an Bord des „Geelong“ gerettet werden. Dies ist eine der eindrucksvollsten Photographien, welche je aufgenommen wurden.

zu helfen. In Frankreich, wo dieses Rettungswesen besonders ausgebildet ist, hat eine Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger an der Küste 607 Rettungsposten errichtet, deren Aufgabe es ist, gestrandeten Schiffen sofortige Rettung zu bringen. Ein solcher Rettungsposten besteht aus einer Anzahl tüchtiger, aufopfernder und gut ausgerüsteter Küstenbewohner. Ein wichtiges Rettungsgerät ist eine Art Kanone, an deren Geschoss das Ende eines langen starken Seiles befestigt wird. Im Falle der Not wird nun versucht, das Geschoss mit dem Seile genau über das Schiff hinaus zu schießen. Wenn der Schuss gelingt, schlägt das Geschoss hinter dem gestrandeten Schiff ins Meer und das Seil fällt auf das Schiffsverdeck nieder. Auf diese Weise wird eine Verbindung mit dem festen Lande hergestellt und die Schiff-



30 Millionen Franken dem Meere.

Der englische Panzerkreuzer *Montaigu* wurde vom Sturm gegen die Klippen einer Insel geworfen. Er war in kurzer Zeit eine unförmliche Masse.

Es kommt häufig vor, dass sie den Weg mehrere Male machen muss, bis alle Passagiere gerettet sind.

Die französische Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat während einer Dauer von 40 Jahren 13,813 Personen von dem sicheren Tode errettet. Die Ausgaben der Gesellschaft beliefen sich während derselben Zeit auf Fr. 8,370,049.--. Die Kosten zur Rettung eines Menschenlebens betragen somit durchschnittlich Fr. 605.—.

brüchigen können in einem Segeltuchsack mit einem Korkring, dem Seile entlang einer nach dem andern an das Land gezogen werden. Das andere wichtige Rettungsgerät ist das eigens zu diesem Zwecke hergestellte

Rettungsboot. Das erste Boot dieser Art wurde im Jahre 1790 durch den Engländer Lionel Lukin gebaut. Es ist so konstruiert, dass es unmöglich untergehen kann. Bei hohem Seegang entfernt sich das ins Boot eingedrungene Wasser auf selbsttätigem Wege. Die Besatzung des Rettungsbootes, gewöhnlich zwölf Mann, wagt sich oft weit von der Küste weg, um die Insassen eines gestrandeten Schiffes zu retten.



Wolkenmeer in den Bergen. (Naturaufnahme.)

Drei Meere.

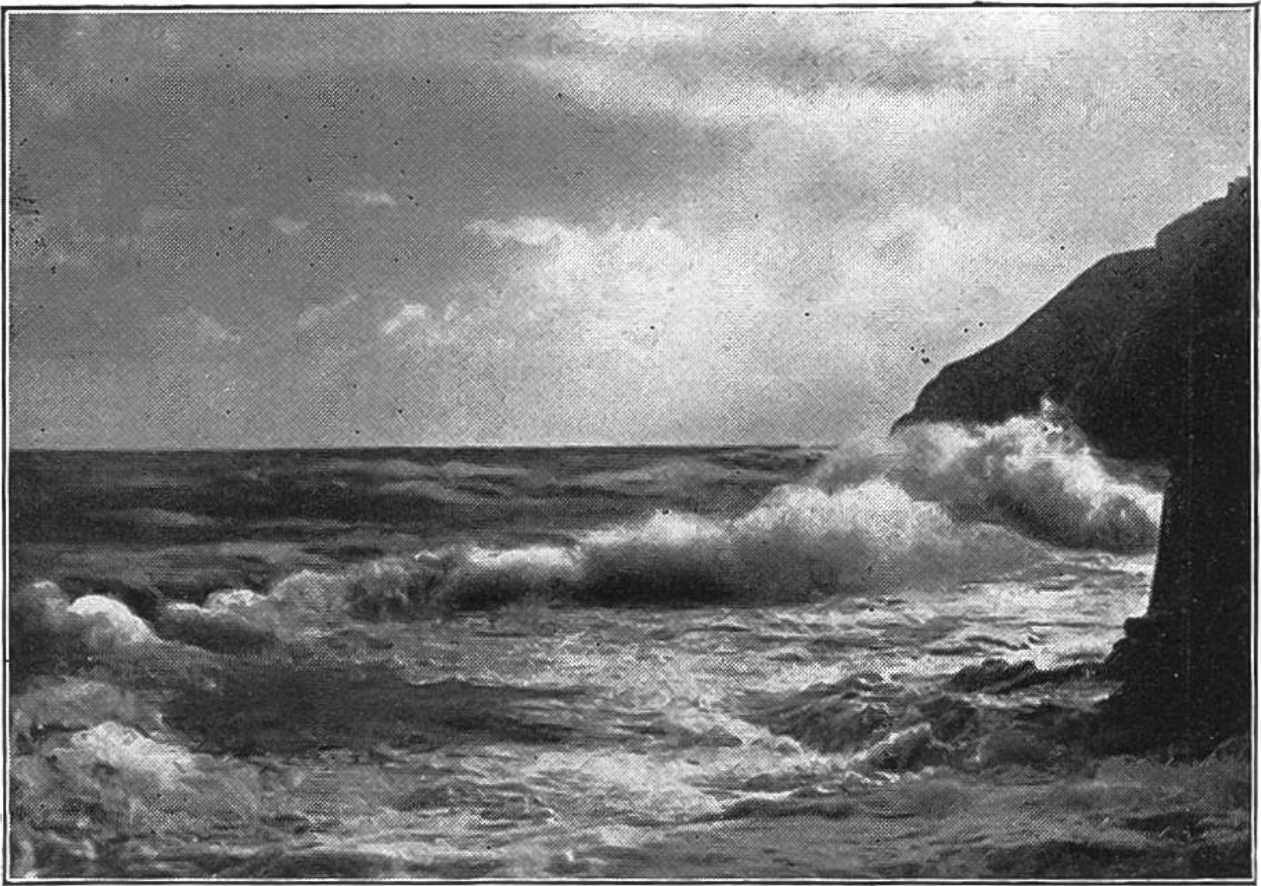
Ozean, Nebelmeer und Sandmeer.

Der Wind ist ein unstäter Geselle, bald liebt er es sanft zu spielen, bald stürmt und wütet er mit roher Gewalt. Wasser, Wolken und Sand sind seine liebsten Spielzeuge; bald kräuselt und streichelt er sie, bald jagt er sie wild dahin, türmt Wellen und Berge aus ihnen.

Wer hat schon von hohem Berggipfel ein Nebelmeer wogen gesehen. Welch wunderbarer Anblick! Das weite Wolkenmeer! Wie gross erscheint uns da die Natur; alles vergessen wir, was uns sonst bewegt, Bewunderung und Andacht erfüllen uns.

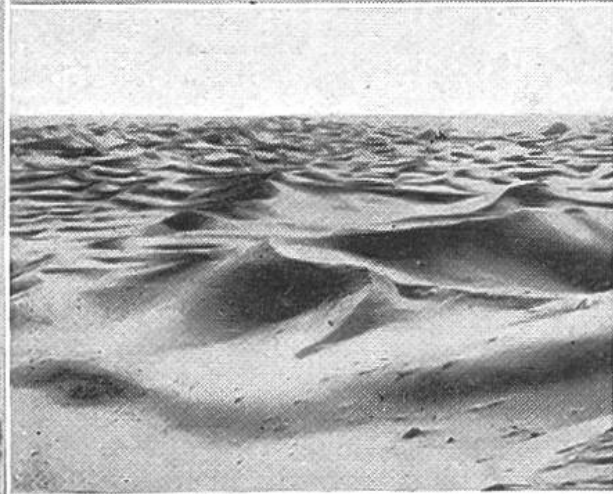
Wenn das grosse Weltmeer zum ersten Male sich vor unsern Blicken ausbreitet, erfasst uns wieder das gleiche Gefühl, das gleiche Bewundern und Sehnen. Wie gross, wie herrlich, wie weit ist doch die Erde!

Unsere Bilder sind photographische Aufnahmen nach Natur; sie zeigen wie auffallend ähnlich Ozean, Nebel- und Sandmeer sind, besonders wenn der Wind sein Spiel mit

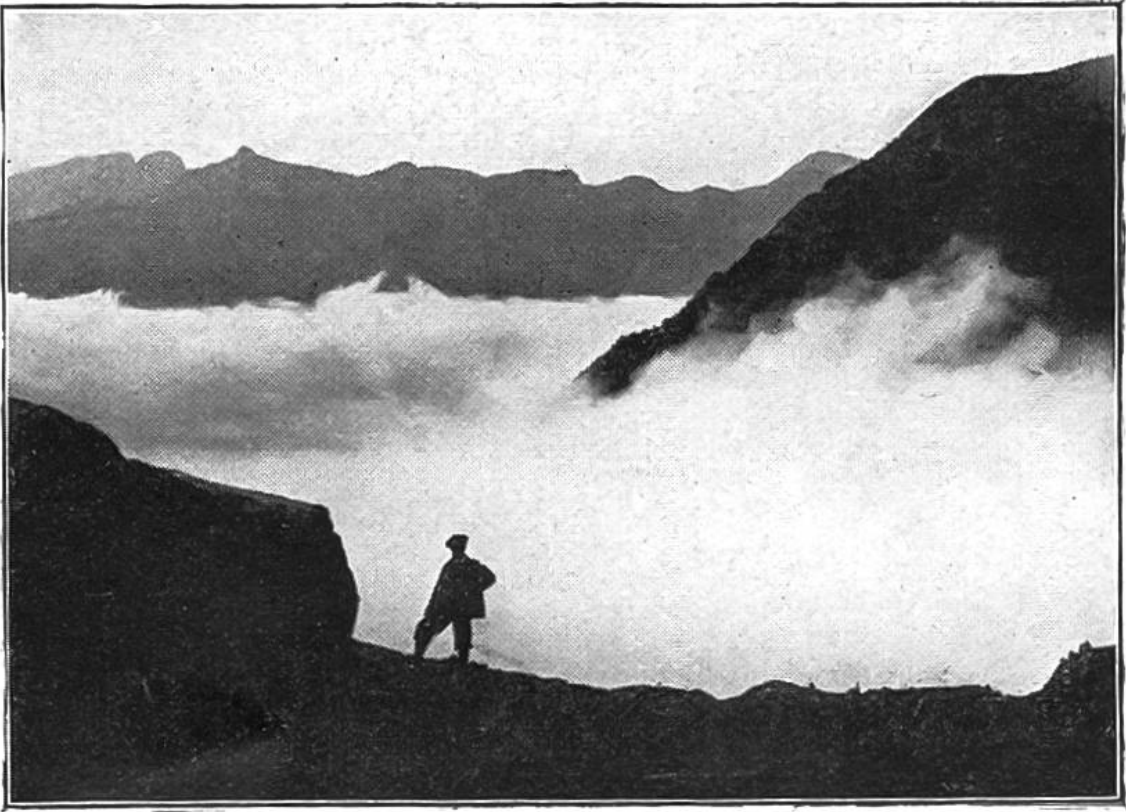


Stürmisches Meer.
(Naturaufnahme.)

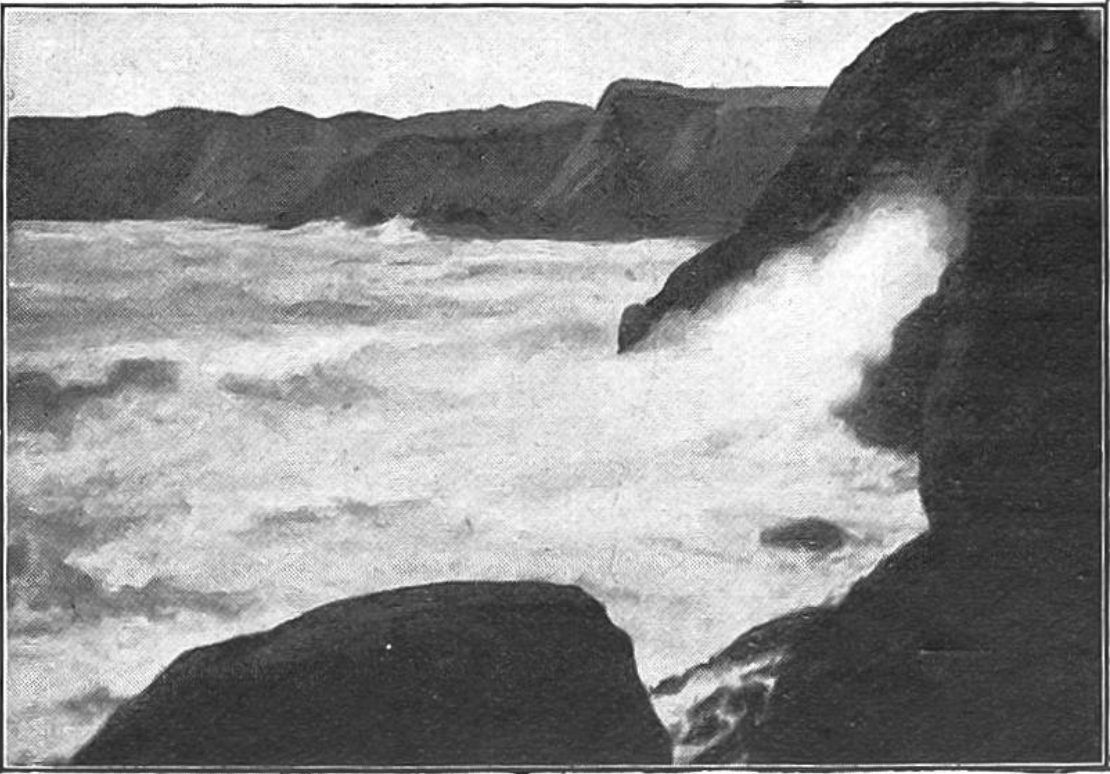
ihnen treibt. Auch in ihrer Furchterlichkeit sind sich die Meere ähnlich. Wehe dem Menschen, der im Nebelmeer verloren seinen Pfad sucht, oder in schwachem Schiff dem Wüten des Ozeans trotzt, doch dreimal wehe dem, den ein Orkan in der Wüste ereilt.



Sandmeer in der Wüste.
(Naturaufnahme.)



Nebelmeer in den Bergen. (Naturaufnahme.)



Wellenschlag an der Meeresküste. (Naturaufnahme.)

Kriegslist in der Tierwelt.

Alltägliche Beobachtungen führen uns immer wieder deutlich vor Augen, wie vernünftig, überlegend, geschickt und fleissig manche Tiere sind; wir brauchen nur an unsere Haustiere zu denken oder an die Ameisen und Bienen, deren zielbewusstes geregeltes Schaffen auf das Bestehen einer weisen Staatsform schliessen lässt. Doch auch Verstellungskünste, berechnende Schlaueit, Kriegslisten sind den Tieren, sowohl den Verfolgern, wie den Verfolgten nicht fremd. Allgemein bekannt ist das Sichttotstellen der Käfer. Rührend ist, wie eine Fasanenhenne ihre Jungen vor dem Feinde errettet; kommt z. B. ein Jagdhund in die Nähe des Nestes, so sucht die Henne ihn fortzulocken, indem sie ihm in den Weg läuft, sich flügelahm stellt und mühsam hinkend forthüpf. (I. Bild.) Der Hund verfolgt die scheinbar sichere Beute; erst weit weg vom Neste fliegt plötzlich die Fasanenmutter mit starken Flügelschlägen auf und kehrt zu ihren Jungen zurück.

Auch unser arg verkannter Meister Lampe, der Feldhase, der seinen vielen Feinden nichts als seine Schnellfüssigkeit entgegenzusetzen hat, ist oft gezwungen zu allerlei Listen seine Zuflucht zu nehmen, um den Verfolgern zu entkommen.

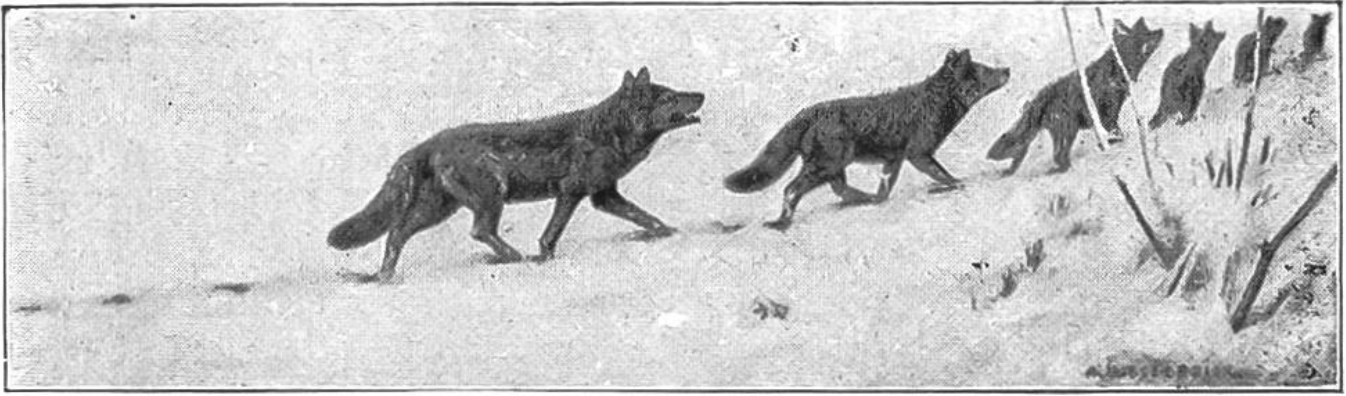


Die Fasanenmutter stellt sich flügelahm, hinkt vor dem Hunde her, um ihn von den Jungen wegzulocken.



Der Hase täuscht seine Verfolger durch einen „Widergang“ und Seitensprung.

Er bewerkstelligt dies folgendermassen: Ginge er direkt in sein Lager, so würden ihn Füchse, Wölfe und Hunde mit ihrer feinen Spürnase bald entdeckt haben; er versucht deshalb sie irrezuführen, indem er auf seiner eigenen Spur zurückgeht und schliesslich einen Absprung macht und so in sein Lager gelangt. (2. Bild.) Für den Verfolger endet dann die Spur plötzlich und er muss lange herumschnüffeln, bis er sie wieder gefunden hat; oft findet er sie überhaupt nicht mehr. Um sich vor Hunden retten zu können, die ihm an Schnelligkeit überlegen sind, macht der Hase im Verlaufe der Verfolgung mehrmals eine scharfe Wendung („Hakenschlagen“) und läuft dann in veränderter Richtung weiter. (5. Bild.) Der Verfolger befindet sich derart im Schwung, dass er eine so plötzliche Wendung nicht mitmachen kann, sondern eine ganze Strecke in der alten Richtung fortstürmt. Ehe auch er die Wendung vollführen kann, hat Lampe einen gehörigen Vorsprung. Eine weitere Kriegslist des Hasen ist das „Sichdrücken“; er pflegt seinen Feinden oft dadurch zu entgehen, dass er sich niederduckt und regungslos auf dem Boden sitzen bleibt, dessen Farbe sich von der seines Felles so wenig unterscheidet, dass ein Vorübergehender das Tier kaum bemerkt. So überlisten die Schwächern die Stärkern. Aber auch diese haben ihre Kriegslisten um die schwächern, aber vorsichtigen Gegner zu besiegen. So hat man häufig Rudel von Wölfen beobachtet, die immer einer hinter dem andern hergingen und so nur eine einzige Spur zurückliessen. Auf diese Weise



Wölfe traben oft im Gänsemarsch, weil Hirsche und Elche sich vor einem einzigen Wolf nicht flüchten.

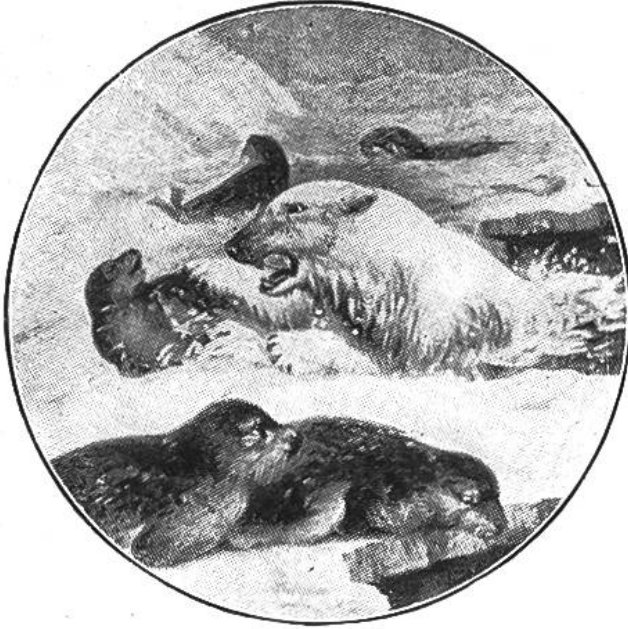
vermögen sie Hirsche und Elche zu täuschen, die vor einem einzelnen Wolf sich nicht flüchten. (3. Bild.) Oder der Eisbär hat irgend auf einer Eisscholle Seehunde beobachtet; er schwimmt nun unter dem Wasser durch und taucht plötzlich aus dem Loch im Eise empor, durch das sich die Seehunde retten wollen. (6. Bild.)



Der Fuchs schleicht sich an das Reh heran, indem er drollige Bewegungen macht, als wollte er mit dem neugierigen Tier spielen.



„Das Hakenschlagen“
(scharfe Wendung), bekannte
List des Hasen.



Der Eisbär taucht in dem Fluchtloche der Seehunde auf, um ihnen den Weg abzuschneiden.

Ein ganz geriebener Patron ist auch der Fuchs, der um ein junges, unerfahrenes Reh zu überlisten, allerlei drollige Sprünge und Kapriolen um das Tier herum macht und in ihm den Glauben erweckt, er wolle mit ihm spielen, um so das arme Tierchen leichter überwältigen zu können. (4. Bild.) So haben die meisten wild lebenden Tiere ihre Kriegslust ausgebildet, die einen zu ihrer Verteidigung, die andern um die Schwächern noch schwächer zu machen.

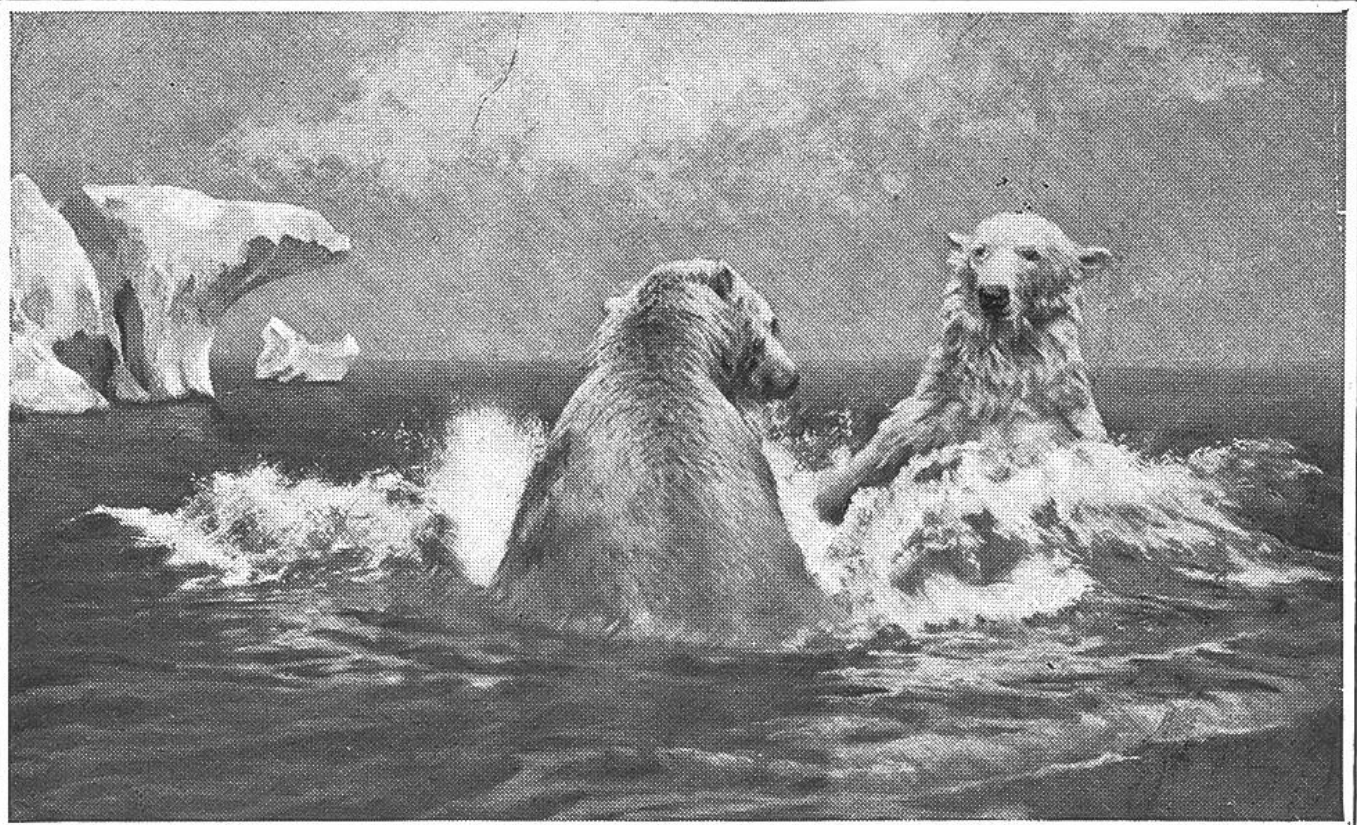
Ein Kampf zwischen zwei Eisbären.

Einem Forschungsreisenden, der sich längere Zeit in den Zonen des hohen Nordens aufhielt, gelang es eines Tages, einen Kampf zwischen zwei Eisbären zu beobachten und mittelst eines Fernphotographen sehr interessante Aufnahmen zu machen, die wir hier wiedergeben. Über den Verlauf dieses Kampfes erzählt der Augenzeuge folgendes: Auf einem unserer Streifzüge der Küste entlang bemerkten wir plötzlich zwei riesige Eisbären, die unter wildem Heulen aufeinander zuschwammen (1. Bild). Bei näherem Zusehen bemerkten wir auch die Ursache des Streites. Es war ein von uns erlegter junger Seehund, der in gleicher Weise den Appetit der beiden Burschen erregt hatte. Sie machten es nicht etwa wie Wölfe, die eine Beute teilen, sondern jeder wollte den ganzen Seehund für sich haben und gönnte dem andern nichts. Indessen waren die Bären aneinander geraten. Erst umkreisten sie sich langsam; jeder wollte dem andern eine Schwäche absehen. Von ihren wütenden Tatzenschlägen spritzte das Wasser hoch auf und weisser Wellenschauum bedeckte die dichten Pelze der beiden Kämpfer (2. Bild). Endlich schienen sie des Geplänkels müde geworden zu sein und mit mächtiger Umarmung fassten sie sich, brüllten dabei und fletschten die Zähne (3. Bild). Es war ein grossartiges Schauspiel, das sich uns darbot; wie diese zwei prächtigen Tiere



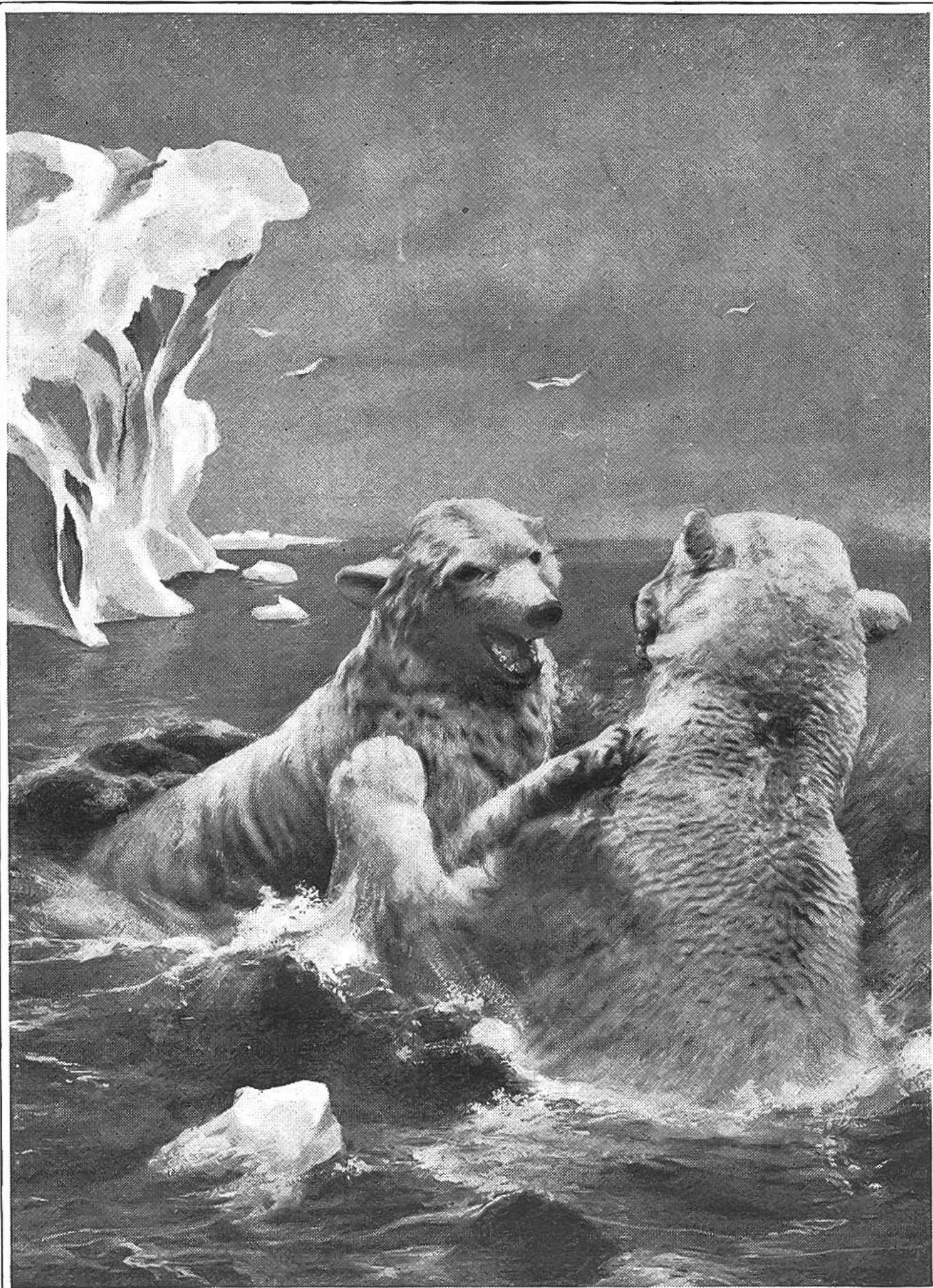
Vorspiel des Kampfes. (Photogr. Naturaufnahme.)

in ungestümer Kratt miteinander rangen und die Wogen des Meeres aufwühlten. Dazu der herrliche, durch blinkende Eisberge gebildete Hintergrund. Es war wohl das erste Mal, dass es einem Reisenden gelang, eine derartige Naturszene photographisch festzuhalten. Leider sollte uns das Ende dieses Zweikampfes entgehen. Einer unserer Leute feuerte unachtsamerweise einen Schuss ab und im Augenblick schienen die beiden Tiere ihren Kampf vergessen zu haben und durch die gemeinsame Gefahr versöhnt, tauchten sie unter und kamen uns nicht mehr zu Gesicht.



Beginn des Kampfes. (Photogr. Naturaufnahme.)

Das Wasser wogt rings um die Kämpfer und besprengt ihre dicken Pelze mit weißem Schaum.



Ein Zweikampf. (Einzigartige fotogr. Naturaufnahme.)

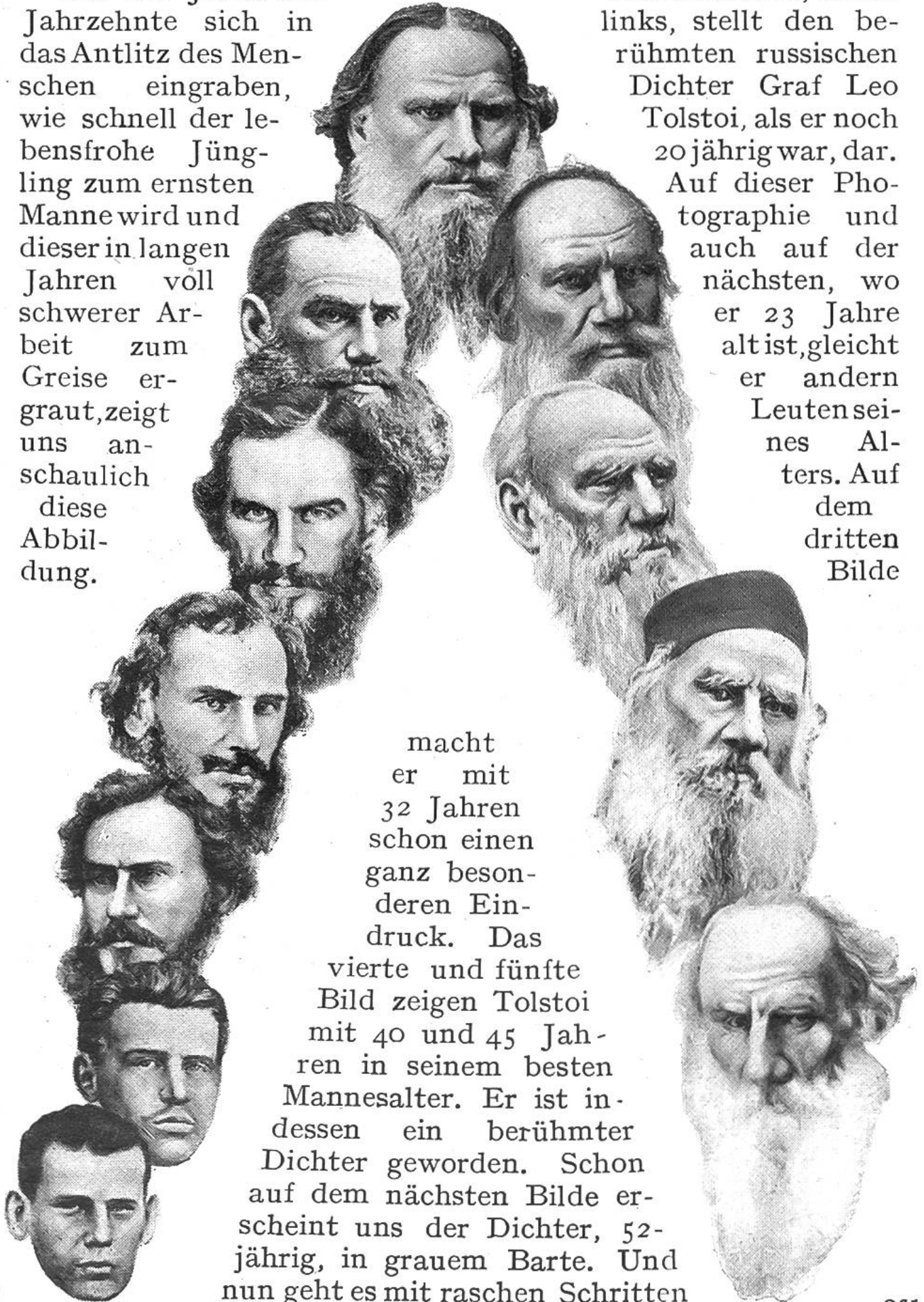
In malerischer Umgebung, mit zackigen Eisbergen als Hintergrund, wechseln die beiden Kämpfer wütende Hiebe.

Tolstoi. Vom Jüngling zum Greise.

Wie die Jahre und Jahrzehnte sich in das Antlitz des Menschen eingraben, wie schnell der lebensfrohe Jüngling zum ernststen Manne wird und dieser in langen Jahren voll schwerer Arbeit zum Greise ergraut, zeigt uns anschaulich diese Abbildung.

Das erste Bild, unten links, stellt den berühmten russischen Dichter Graf Leo Tolstoi, als er noch 20jährig war, dar. Auf dieser Photographie und auch auf der nächsten, wo er 23 Jahre alt ist, gleicht er andern Leuten seines Alters. Auf dem dritten Bilde

macht er mit 32 Jahren schon einen ganz besonderen Eindruck. Das vierte und fünfte Bild zeigen Tolstoi mit 40 und 45 Jahren in seinem besten Mannesalter. Er ist indessen ein berühmter Dichter geworden. Schon auf dem nächsten Bilde erscheint uns der Dichter, 52-jährig, in grauem Barte. Und nun geht es mit raschen Schritten



dem Greisenalter entgegen. Die folgenden Photographien zeigen ihn uns im 57., 64., 67., 70. und 74. Lebensjahre. Trotz des hohen Alters — heute ist er über 80 jährig — leitet er die Verwaltung seines grossen Landgutes selbst und hilft sogar bei der Landarbeit.



James Watt beobachtet als Knabe den Dampf des Teekessels.

Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Diesem alten Sprichwort liegt eine tiefe Wahrheit zugrunde. Viele berühmte Männer und Frauen haben sich schon in ihrer Kindheit zu dem Gebiete hingezogen gefühlt, auf dem sie später Grosses leisteten.

Um mit einem Beispiel aus der Wissenschaft zu beginnen, sei der Engländer *James Watt* erwähnt, der mit 24 Jahren die erste Dampfmaschine konstruierte. Von ihm wird erzählt, dass ihm die Idee zu seiner Erfindung schon als Knabe gekommen sei, als er, während er mit seinen Eltern

beim Frühstück sass, beobachtete, wie der Deckel der Teemaschine sich durch die Kraft des Dampfes hob. (1. Bild.) Diese Beobachtung bildete er weiter aus und es gelang ihm, die Kraft des Dampfes der Menschheit dienstbar zu machen.

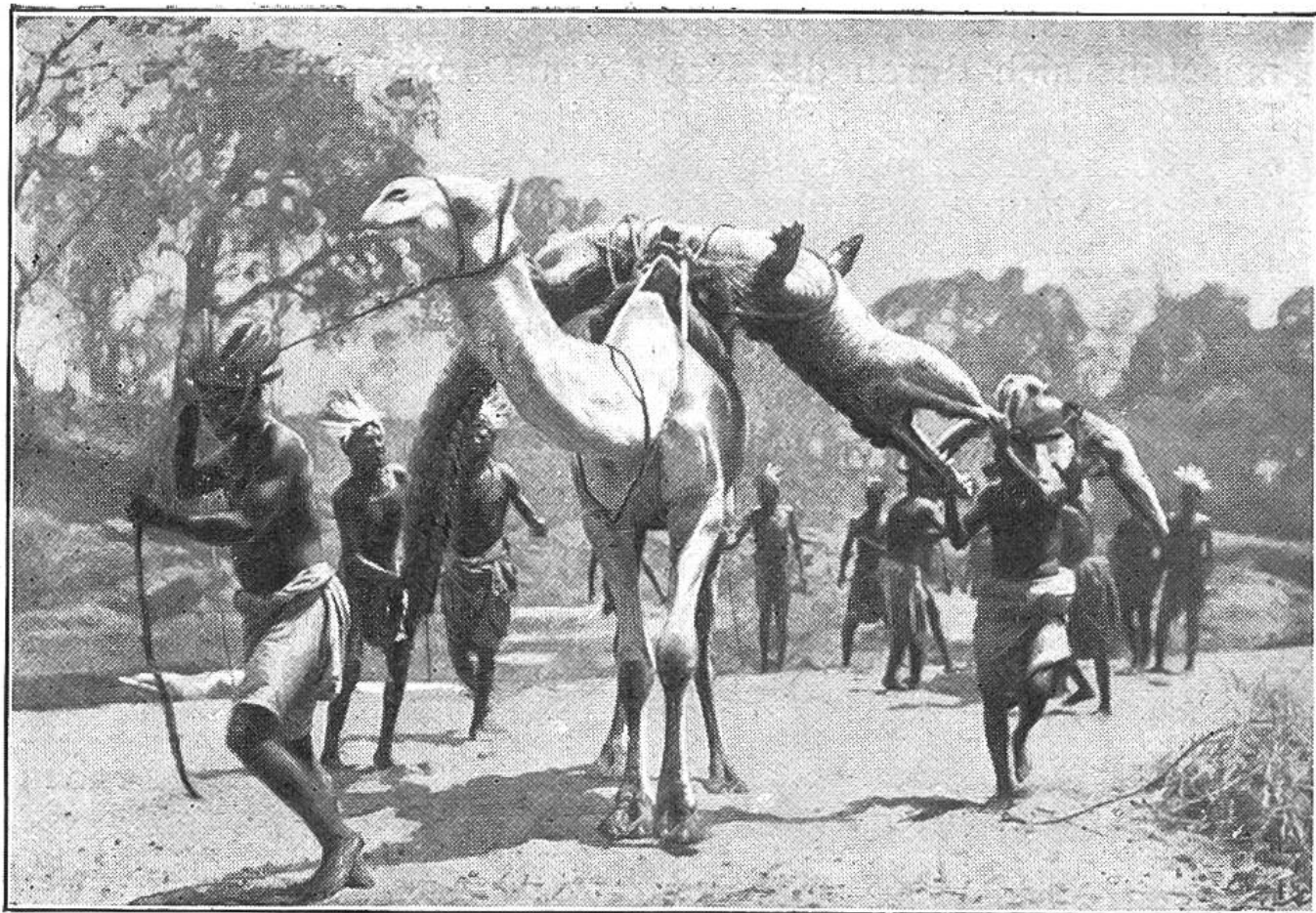
Auch viele berühmte Maler haben schon als Knaben Proben ihres grossen Talentes abgelegt. Giotto, ein bedeutender italienischer Maler, zeichnete als Hirtenknabe seine Schafe auf einen Stein. Man erkannte seine Gabe und tat ihn zu einem tüchtigen Maler in die Lehre. Ein anderer Italiener, der Bildhauer und Maler Michelangelo, schuf schon als Knabe verschiedene Bildhauerarbeiten, die noch heute die Freude jedes Betrachters bilden. Der grosse deutsche Maler Albrecht Dürer hat im Alter von 13 Jahren sein eigenes Bild gezeichnet. (2. Bild.)

Am auffallendsten ist die frühe Entwicklung des Genies bei grossen Musikern und Komponisten. Es gibt unter ihnen wenige, die nicht im zarten Kindesalter schon Proben ihres Talentes abgelegt haben. So war der sechsjährige Händel ein so eifriger Klavierspieler, dass sein Vater es ihm verbieten musste. Der Knabe konnte aber seinem Drange nicht widerstehen und setzte sich nachts, wenn seine Eltern schliefen, ans Klavier, um sich an dem geliebten Spiel erfreuen zu können.

Auch andere Komponisten wie Mozart, Beethoven, Mendelsohn, Chopin und Liszt erregten schon als Knaben grosse Bewunderung durch ihre frühreife Kunstfertigkeit.



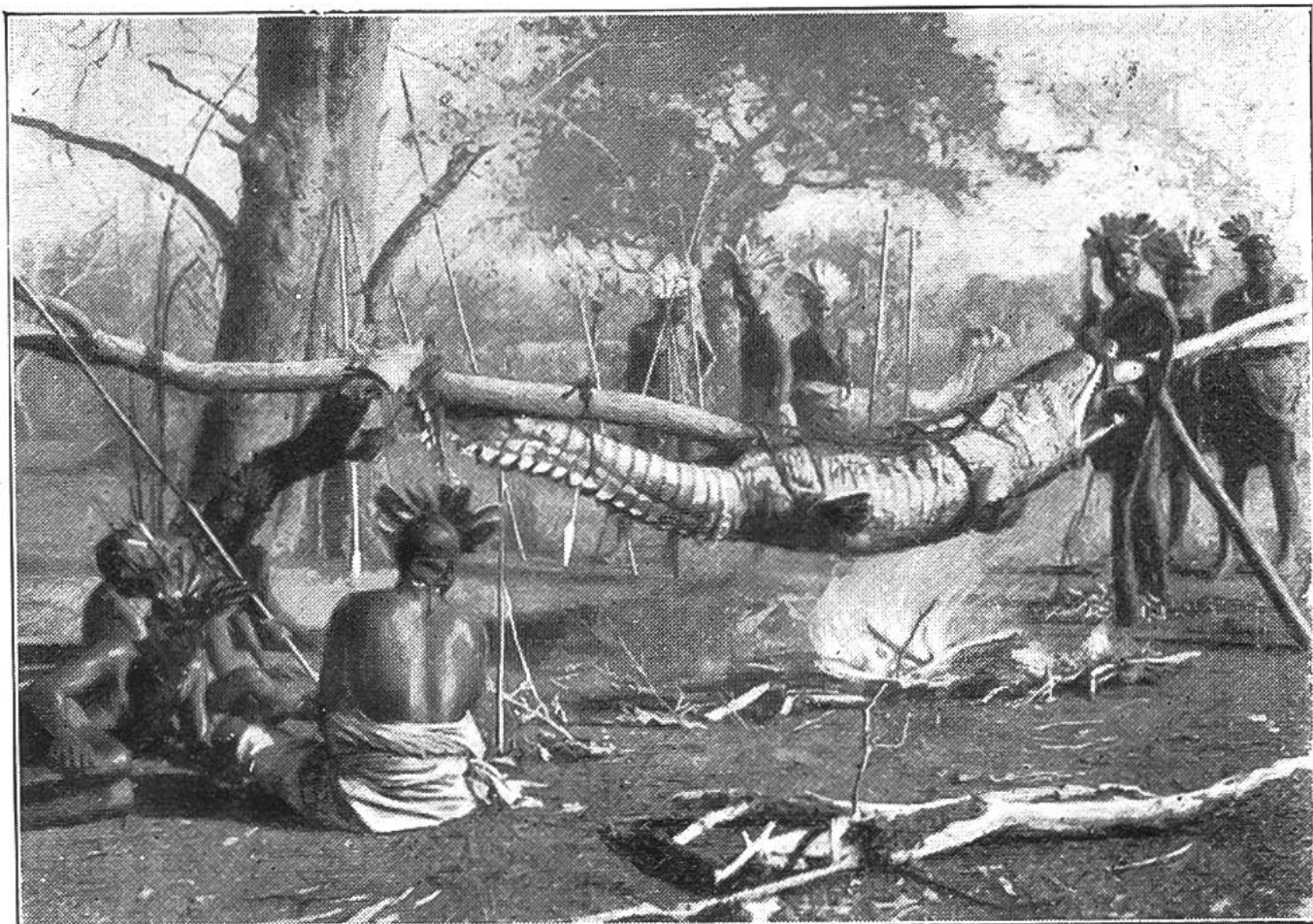
Selbstportrait des 13-jährigen Albrecht Dürer.



Reiche Jagdbeute.

Eine Krokodiljagd.

Der Krokodiljagd, die von alten Kennern des Weidwerks oft als eine interessante und gefährliche bezeichnet wird, liegen hauptsächlich die Bewohner des obern Nil und des ägyptischen Sudans ob. Im allgemeinen werden die Krokodile den Menschen nur in vereinzelt Fällen gefährlich; es kommt aber vor, dass Eingeborene, die sich in die Nähe von krokodilreichen Flüssen wagen, von ausgehungerten Tieren in die Tiefe gezogen werden. So wird denn die Krokodiljagd von den Negern hauptsächlich aus Selbsterhaltungstrieb unternommen. Jedoch soll das Fleisch dieser Bestien ganz gut schmecken, und wie unsere beiden Abbildungen zeigen, macht man auf Krokodile auch Jagd, um sie zu verspeisen. Einem französischen Reisenden, der kürzlich am Dinder, einem Nebenfluss des Blauen Nil, an einer Krokodiljagd teilnahm, gelang es, die hier wiedergegebenen Photographien aufzunehmen. Bei der Jagd auf diese Tiere muss mit der grössten Vorsicht vorgegangen werden, denn wenn sie einmal gewarnt sind, ist ihre Flucht eine ungemein flinke,



Filetbraten vom Krokodil.

und haben sie die rettende Tiefe des Wassers erreicht, so entgeht die Beute dem Jäger.

Meistens bindet man in einiger Entfernung vom Ufer eine Ziege oder ein Schaf als Lockmittel an und wartet, im Ufergebüsch versteckt, bis es einem Langschwanz gefällt, sich daran satt zu fressen. Das kann unter Umständen bei den misstrauischen Tieren lange dauern. Man hat schon beobachtet, dass ein Krokodil seine Beute stundenlang umschleicht, bevor es wagt, sich an sie heranzumachen. Der Augenblick, wo das Krokodil das als Lockspeise dienende Tier in einem Bissen hinunterwürgt, ist für die Eingebornen das Zeichen zum Angriff; sie dringen mit Lanzen auf ihre Beute ein und können sie so leicht erlegen. Europäer pflegen dem Krokodil stets mit Feuerwaffen auf den Leib zu rücken. Das getötete Krokodil wird dann, wie wir auf Abbildung 1 sehen, geschickt auf dem Rücken eines Kamels festgebunden und nach dem Lagerplatz geführt, wo es ausgeweidet und am offenen Feuer gebraten wird. (2. Bild.)



Über das Tätowieren.

Die Frage, warum sich viele Völker Amerikas, Asiens und Afrikas tätowieren, ist nicht einfach mit dem Ausspruch: aus Eitelkeit! zu beantworten. Es gibt wohl einige darunter, die sich ihren Körper nur aus diesem Grunde bezeichnen und bemalen. Daneben hat aber die Tätowierung bei vielen Völkern einen ganz besondern Zweck; so z. B. gibt es Stämme, die durch Zeichnungen auf dem Körper den höhern oder niedern Stand, dem sie angehören, kenntlich machen wollen. Andere Völker tragen die Erinnerung an ihre Heldentaten auf ihrem Körper verewigt mit sich herum. Wieder andere glauben sich durch Tätowierung vor Krankheiten aller Art schützen zu können. Viele Stämme tätowieren den Knaben bei der Verleihung der Kriegerwürde besondere Zeichen auf Gesicht, Arme und Beine. Auch in Europa ist das Tätowieren bekannt; meistens sind es Matrosen, Soldaten und Handwerker, die sich mit den Zeichen ihres Standes schmücken. Beim Tätowieren wird mit einem, in Farbe getunchten, spitzen Gegenstand die Haut durchstoßen. Das gibt jedesmal einen Punkt. Durch das Aneinanderreihen solcher Punkte in beliebiger Form entstehen Zeichnungen, wie sie auf unserer Abbildung zu sehen sind. Besonders ausgebildet ist die Kunst des Tätowierens in Japan, wo sie mit zeichnerischer Vollendung und in verschiedenen Farben ausgeführt wird.



Regent Prinz Tschun Pu-Ji,
mit seinem Sohn. Kaiser von China.
(Aus „L'Illustration“, Paris).

Ein dreijähriger Kaiser.

Unsere Abbildung zeigt den neuen Kaiser von China, Pu-Ji; er ist ein dreijähriger Knabe und steht hier neben dem Regenten, dem Prinzen Tschun, der die Regierung für den kleinen Kaiser führen muss, bis dieser erwachsen ist und dann die Staatsgeschäfte selbst leiten kann.

Es ist sicher nichts angenehmes, in so jungen Jahren Kaiser von China zu werden. Der kleine Pu-Ji hat eine gar freudlose Jugend. Von mor-

gens bis abends muss er schon lernen, lernen, nichts als lernen. Er wird ganz verborgen gehalten und kommt nie mit andern Kindern in Berührung. Seine Erzieher sind die einzigen Menschen, die er stets um sich hat. In China gilt es als das Wichtigste, dass der Kaiser die alte chinesische Gelehrten- und Schriftsprache kennt. Diese ist aber äusserst schwierig zu erlernen, da sie nicht weniger als 40,000 besondere Buchstaben und Zeichen enthält, die der kleine Pu-Ji alle lernen muss. — Auch später, wenn Pu-Ji erwachsen ist, wird sein Leben ebenso freudlos dahinfließen, wie in seiner Jugend. Das Volk, über das er regiert, bekommt er nie zu sehen; er lebt wie ein Gefangener in seinen Palästen und Gärten. Zwei Mal im Jahr muss er eine Fahrt durch Peking, der Hauptstadt Chinas machen. — Zu diesem Ereignis müssen aber alle Kaufläden geschlossen werden, die Einwohner sich in ihren Häusern verbergen und die Nebenstrassen durch grosse blaue Leinwandvorhänge abgesperrt werden. — Es ist ein hartes Schicksal, Kaiser von China zu sein.

Die besten Springer.

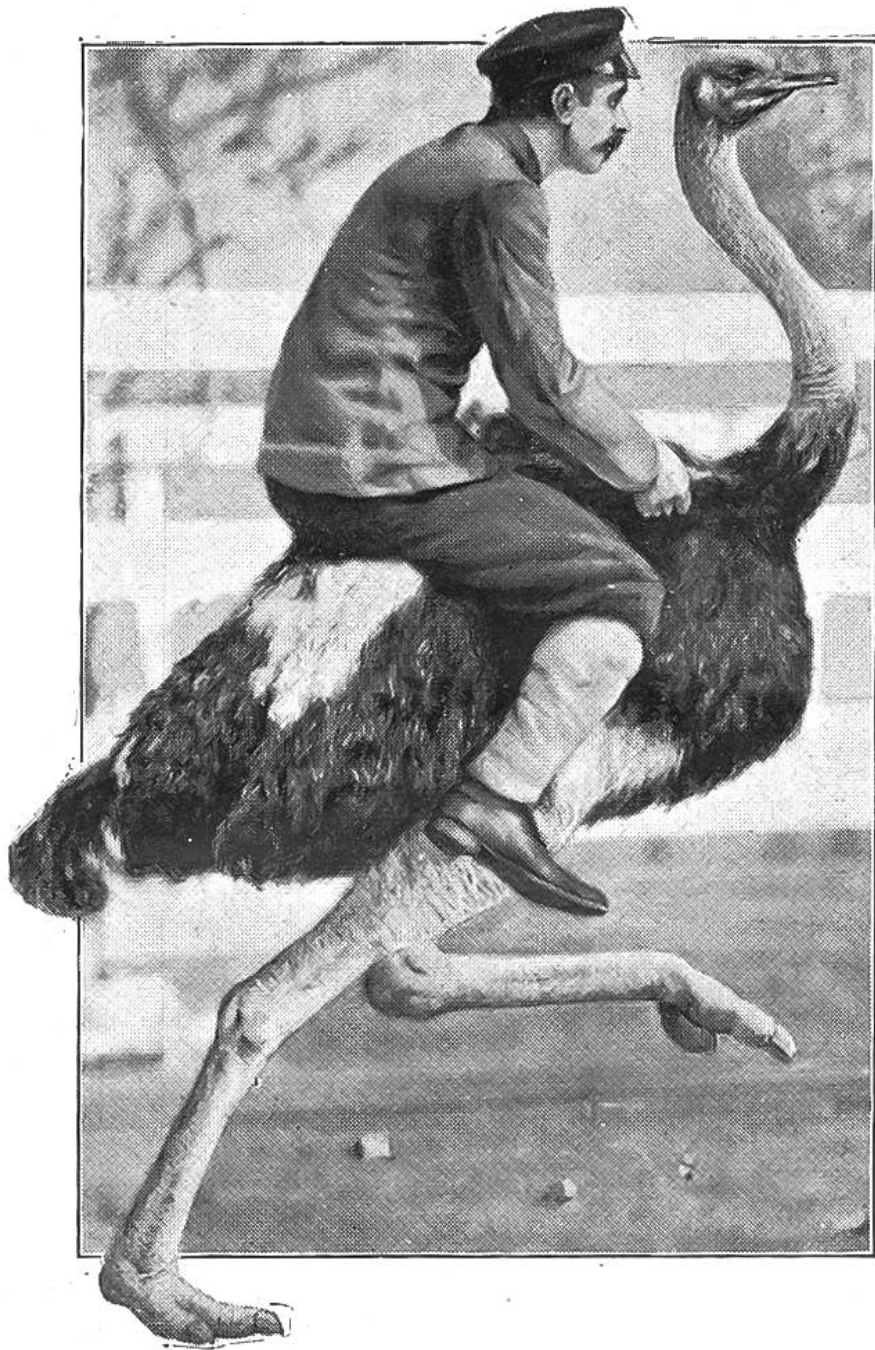
1. Amerikaner Baker, Sprung mit Anlauf. Höhe 2,04 m.
2. Franzose Gonder, Stangensprung. Höhe 3,74 m.
3. Ewry, Sprung ohne Anlauf. Höhe 1,65 m.
4. Pferd „Conspirateur“ mit Hauptmann Croune. Höhe 2,23 m.





Luzern mit der zukünftigen Luftschiffstation.

Rechts auf dem Bilde hinter der Dampfschiffwerft liegt das Tribschenmoos, worauf eine Ballonhalle für 4 Luftschiffe gebaut werden soll. Auf der an das Tribschenmoos anschliessenden Landzunge befindet sich die Villa Tribschen, wo Richard Wagner in den Jahren 1866—1872 einige seiner grössten Werke schuf.



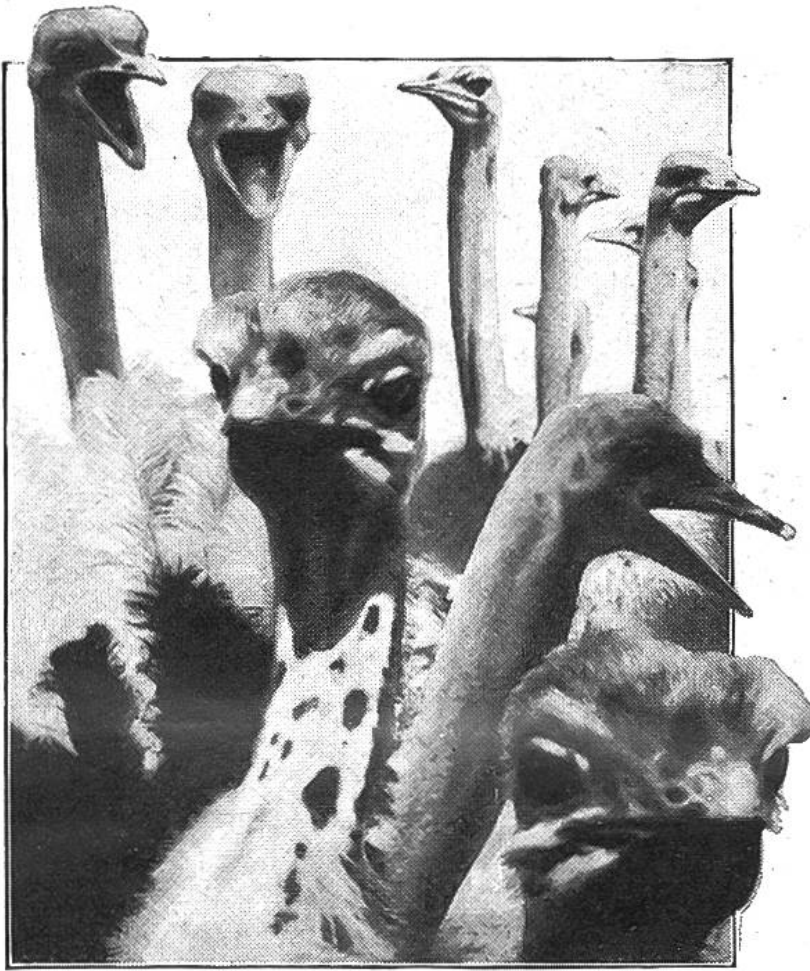
Ein Straussenritt.

Der Strauss ist ein kräftiges, aber unbequemes Reittier, das den Reiter leicht zu Fall bringt.

Ueber die Straussenzucht.

Sein prächtiges Gefieder ist für den Strauss die Ursache vieler Leiden; früher wurde er der Federn wegen zu Tode gejagt, jetzt wird er zweimal jährlich lebendig gerupft. Wie wichtig Straussenfedern für die Mode sind, sagen uns zwei Zahlen am deutlichsten: In London kommen jährlich für 30 Millionen Fr. Straussenfedern im Rohzustande auf den Markt; in Paris sind 40,000 Frauen mit dem Verarbeiten der Federn beschäftigt. — In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden die Strausse infolge der vernichtenden Jagden immer seltener und drohten bald auszusterben. Da erinnerte man sich, dass die alten Römer diese riesigen Vögel nach allen Regeln der Kunst gezüchtet haben. Auch die Neger des Sudans taten das, lange bevor Europäer auf diesen Gedanken kamen.

In Südafrika machten englische Kolonisten den ersten Versuch mit der Straussenzucht. Im Jahre 1863 fingen sie mit 17 Stück an und 1905 verfügten die Züchter insgesamt über mehr als 360,000 Strausse. Welch ungeheuern Reichtum dies einbringt, zeigt nachfolgende Berechnung:



Straussengesichter.

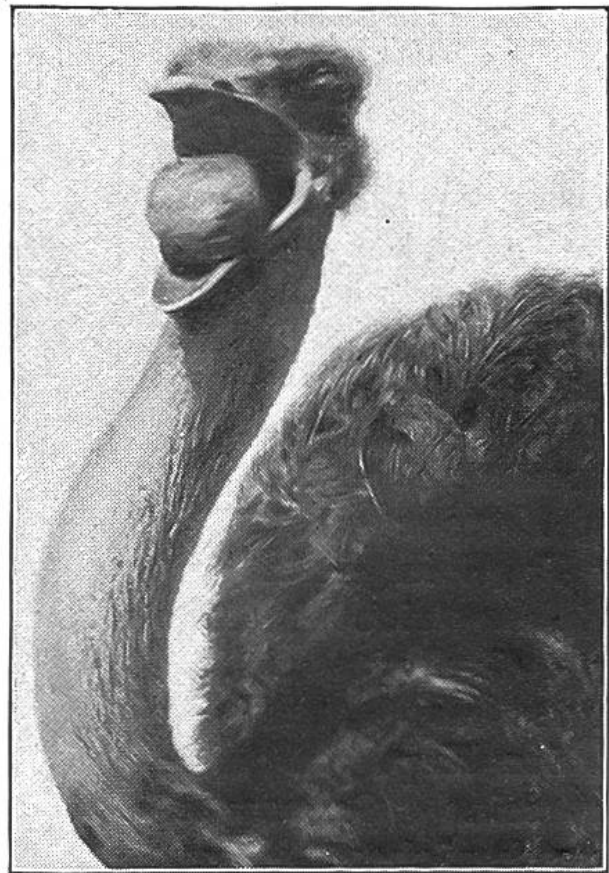
Nichts ist unterhaltender als die Gebärden, die Gesichtsausdrücke und Stellungen der Strausse.

nicht aus allen Eiern lebendige Straussenjunge; denn Strausseneltern sind sehr gleichgültig und verwenden keine grosse Sorgfalt auf das Ausbrüten. In grossen Züchtereien werden die Eier sofort in einen Brutapparat gelegt, wo nach 42 Tagen die Jungen aus den Schalen kriechen. Sie sind erst ganz klein, wachsen aber sehr schnell; doch kann man ihre Federn erst brauchen, wenn sie drei Jahre alt sind.

Zur Straussenzucht ist ein möglichst grosses, ebenes und trockenes Terrain nötig,

Der jährliche Ertrag, den der Züchter für die Federn eines einzigen Strausses erzielt, beträgt ungefähr 1800 Franken. Der Unterhalt eines Vogels kostet aber im Jahr nicht mehr als 100 Fr., so bleibt also ein Gewinn von 1700 Fr. übrig.

Dabei vermehren sich die Strausse sehr rasch. Ein Straussenweibchen legt im Jahre 60 Eier; jedes dieser Eier wiegt bis zu einem Kilogramm. Nun schlüpfen zwar



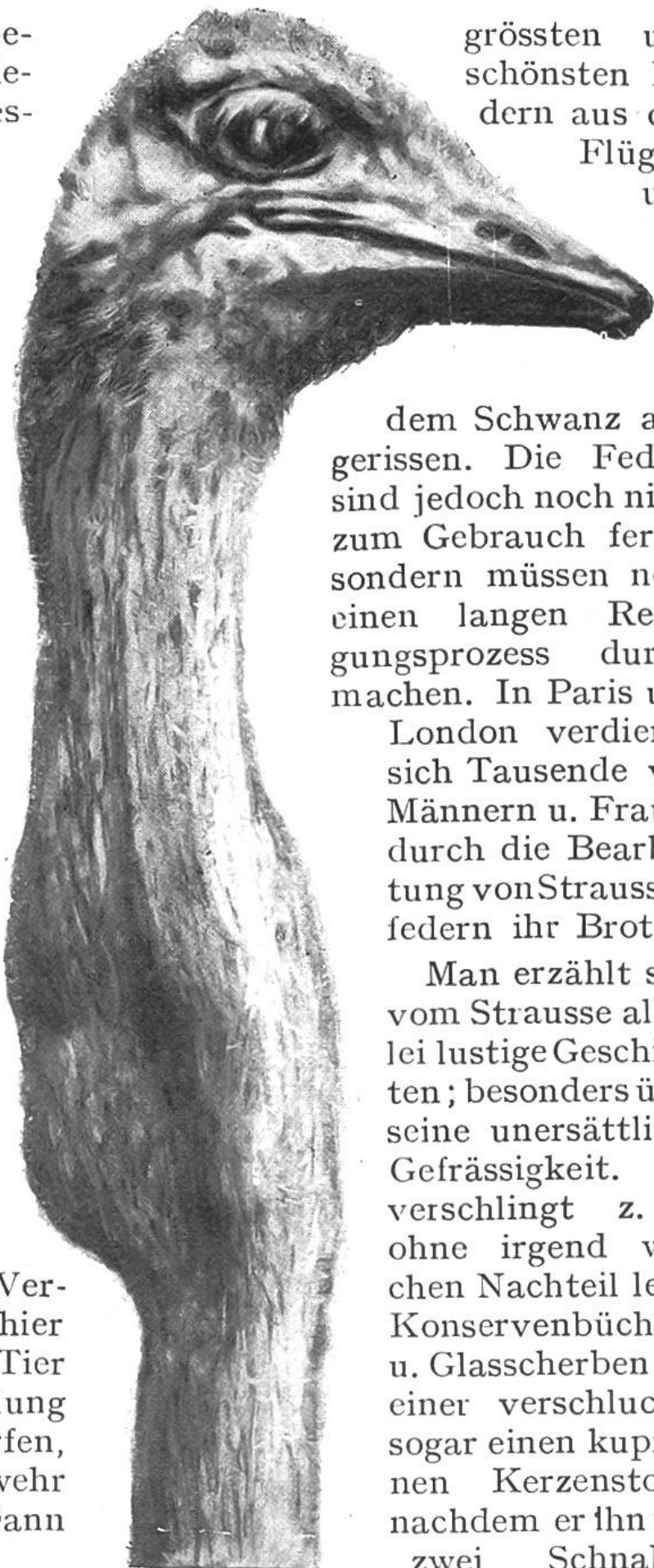
Straussengefrässigkeit.

Eine zugeworfene Orange wird im Flug aufgefangen und ganz wie eine Pille verschluckt (siehe folgende Seite).

wosich die Tiere frei bewegen können. Sie lieben es, oft mit Windeseile, schneller als das schnellste Pferd dahin zu rennen. Pfercht man sie in einen allzu engen Raum, so entfalten sie sich weniger schön. Im allgemeinen lässt sich der Strauss leicht zähmen; doch ist er besonders in der Brutzeit von ausserordentlicher Wildheit. In seinem Schnabel, den starken Flügeln und den ungemein kräftigen Beinen hat er Verteidigungswaffen, die einem Menschen leicht gefährlich werden können.

Die Ernte der Federn wird jährlich zweimal vorgenommen. Zu diesem Zwecke wird der Vogel in einen Verschlag getrieben; hier wird dem armen Tier vorerst eine Verhüllung um den Kopf geworfen, um seine Gegenwehr abzuschwächen. Dann werden ihm 80

bis 100 der **Die Orange fällt.** Wo sie durchgeht, sieht man den Hals sich schwellen. Der Strauss beunruhigt sich deswegen nicht.



grössten und schönsten Federn aus den Flügeln und

dem Schwanz ausgerissen. Die Federn sind jedoch noch nicht zum Gebrauch fertig, sondern müssen noch einen langen Reinigungsprozess durchmachen. In Paris und London verdienen sich Tausende von Männern u. Frauen durch die Bearbeitung von Straussenfedern ihr Brot.

Man erzählt sich vom Strausse allerlei lustige Geschichten; besonders über seine unersättliche Gefrässigkeit. Er verschlingt z. B. ohne irgend welchen Nachteil leere Konservenbüchsen u. Glasscherben; ja einer verschluckte sogar einen kupfernen Kerzenstock, nachdem er ihn mit zwei Schnabelhieben zusammen gedrückt hatte.